Ludwig Tieck

als Übersetzer mittelhochdeutscher Dichtung.

Eine Kritik.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

hohen philosophischen Fakultät

der

Universität zu Tübingen

vorgelegt

von

Joseph Brüggemann

aus Trier.

Trier 1908.

Buchdruckerei von Jacob Lintz.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547017_0132

Ludwig Tieck

als Übersetzer mittelhochdeutscher Dichtung.

Eine Kritik.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

hohen philosophischen Fakultät

der

Universität zu Tübingen

vorgelegt

von

Joseph Brüggemann
aus Trier.

Trier 1908.
Buchdruckerei von Jacob Lintz.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.
Referent: Professor **Dr. v. Fischer.**
27. Juni 1907.

Quellen.

Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter neu bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck, Berlin 1803.

Zeitung für Einsiedler, Heidelberg 1808. Darin ein Bruchstück vom „König Rother".

Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck, Stuttgart und Tübingen 1812.

Germania von F. H. von der Hagen, Berlin 1853. Darin ein Stück aus den „Nibelungen".

Benutzte Urtextausgaben:

Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Von J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, Zürich, Band I. 1758, Band II. 1759.
Daneben die Ausgabe von F. H. von der Hagen und die Anthologien von Lachmann-Haupt und Bartsch-Golther.

König Rother. Von H. Rückert.

Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst. Von R. Bechstein. Daneben die Ausgabe von Lachmann.

Der Nibelunge nôt. Von K. Bartsch. Daneben Zarncke.

Quellen zu Tiecks Leben:

Briefe an Tieck von K. v. Holtei. Vor allem wichtig die Briefe Arnims, Brentanos, der Brüder Schlegel und Wackenroders.

Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Von K. von Holtei. Besonders Tiecks Briefe an Wackenroder.

Die Vorberichte zum 1., 6. und 11. Bande der „Schriften", Berlin 1828 ff. 20 Bde.

L. Tieck. Von R. Köpke.

Sonstige Quellen zur Geschichte der literarischen Verhältnisse:

Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit. Von H. Grimm und G. Hinrichs.

Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Von R. Steig und H. Grimm. Für unser Thema besonders Bd. I: Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Die Einleitung zur „Tröst-Einsamkeit" (= Zeitung für Einsiedler) von F. Pfaff.

Die Einleitung zu Zarnckes Nibelungenausgabe.

Literatur.

Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Von G. Klee. Wertvoll für die vorliegende Arbeit vor allem durch die Veröffentlichung verschiedener bis dahin ungedruckter Briefe aus der Dresdener Bibliothek.

Die romantische Schule. Von R. Haym.

Geschichte der germanischen Philologie. Von R. von Raumer.

Jacob Grimm. Von W. Scherer.

Abkürzungen.

M. 96, III = Minnelieder Gedicht Nr. 96, Strophe III.

R. 2235. = Rother Vers 2235.

Ulr. 2. Kap. = Ulrich 2. Kapitel, nach der Einteilung, die Tieck getroffen hat. Den Urtext zitiere ich nach Bechstein, da Lachmann die Strophen nicht numeriert.

N. 74. = Nibelungen Vers 74.

Als Ludwig Tieck im Jahre 1803 zu Berlin in der Realschulbuchhandlung „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter neu bearbeitet" erscheinen ließ, wußte er, daß der Verbreitung des Werkes erhebliche Hindernisse im Wege stehen würden. Dem größeren Publikum war die ältere deutsche Literatur noch immer recht unbekannt, und gerade wegen dieser Unwissenheit hatte bei ihm der Glaube an die Barbarei des Mittelalters so feste Wurzeln schlagen können. Der Herausgeber hoffte jedoch, daß das jüngst erwachte Interesse für die Denkmäler verflossener Zeitalter und fremder Völker auch seinem Unternehmen die Bahn ebnen werde. Dieses Vertrauen erscheint dem rückschauenden Beobachter der Verhältnisse etwas optimistisch; denn die literarischen Strömungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren der Wiedererweckung des deutschen Altertums durchaus nicht in jeder Beziehung günstig, wie eine objektive Abwägung des Für und Wider zeigen wird.

Die führenden Geister der Nation, Schiller und Goethe, hatten in ihren Jugendwerken der vaterländischen Richtung gehuldigt, waren aber später davon abgekommen und wandelten die Pfade eines vielfach einseitigen Klassizismus. Ihre reifsten Schöpfungen stehen unter diesem Einfluß; jemehr er zur Geltung kam, umsomehr mußte das Verständnis für das Volkstümliche schwinden. Goethes Notiz in der „Italienischen Reise" zum 8. 10. 1786, wo er so verächtlich von den „kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweise" und den „Tabakspfeifen-Säulen" spricht, die er nun „Gott sey Dank, auf ewig los" sei, bedeutet die Absage nicht nur an die Kunst, sondern auch an die Poesie des deutschen Mittelalters. Von dieser Seite hatte also Tieck wenig Förderung zu hoffen. Dazu kam aber noch, daß gerade Berlin für die Aufnahme des Samens, den er ausstreuen wollte, nicht den besten Boden bot. In Berlin ging immer noch der Geist der Aufklärer um, die sich — Nicolai an der Spitze — als Diktatoren des guten Geschmacks aufspielten. Noch in späten Jahren äußerte Tieck über sie die bitteren Worte[1]: „Beschränkt waren die Kritiker, welche in der Poesie und Literatur in meiner Jugend das große Wort führten; alles beurteilten sie nach ihrer Aufklärung, und auch Goethe wollten sie nicht anerkennen". Diese Männer waren es gerade, die das Vorurteil vom finstern Mittelalter nährten; in ihren Köpfen malte es sich als eine Zeit des Aberglaubens und der Geistesknechtung, erfüllt und geleitet vom Pfaffentrug; die mittelalterliche Dichtung betrachteten sie als „die unförmigen Vermummungen des dumpfen, von Hierarchen und Damen abhängigen Rittergeistes[2])."

[1]) Unterhaltungen mit Tieck im Anhang zu Köpke. Bd. II, S. 171.
[2]) Voß 1808 in seinem Aufsatze „Für die Romantiker," Morgenblatt Nr. 12.

Trotz allem läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Neigung für volkstümliche deutsche Stoffe um die Wende des 18. Jahrhunderts vorhanden war. Hervorgerufen war sie unzweifelhaft durch Goethes Jugendwerke, vor allem den „Götz", der sich eine ungeheure Popularität erworben hatte und die Rittergeschichten modern werden ließ. Aber auch diese Richtung der Literatur konnte Tieck bei nüchterner Betrachtung nicht als durchaus förderndes Moment ansehen. Denn die Romane eines Spieß und Cramer, die im Gefolge des „Götz" entstanden und eine Zeitlang sehr beliebt waren [3]), gaben mit all ihren Geschmacklosigkeiten und Roheiten dem Publikum ein verzerrtes Bild von dem deutschen Leben der Vergangenheit und waren wenig geeignet, Interesse für die echten Schöpfungen der Vorzeit zu erwecken.

Ueberdies waren die Schicksale, die die Editionen altdeutscher Poesie bisher gefunden hatten, nicht eben ermutigend. Bodmer hatte bei der Herausgabe der „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreyzehnten Jahrhunderts (1748)" das Vertrauen auf die „naive Artigkeit derselben" und auf den „schönen Geschmack unserer Zeiten" gesetzt, daß sie „eine allgemeine Begierde erwecken würden, diese Ueberbleibsel, diese Denkmäler des Witzes und Herzens unserer Vorältern vollständig zu sehen [4])." Aber die Proben fanden nicht die gewünschte Aufnahme, selbst nicht bei Sprach- und Literaturgesellschaften. Nicht besser erging es Bodmers Nachfolger auf dem Gebiete altdeutscher Editionen, seinem Landsmann C. H. Müller. Bekannt ist der ergötzliche Brief Friedrichs des Großen an Müller [5]), der mit den wenig tröstlichen Worten schließt: „In meiner Bücher Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeißen." Ebenso niederschmetternd war das Urteil Adelungs, der damals ein unbegrenztes Ansehen genoß [6]): „Kurz, von Seiten der Dichtung verdienen diese Ueberbleibsel nicht die mindeste Aufmerksamkeit." Goethe ließ sogar das von Müller übersandte Exemplar ungelesen liegen, seine Teilnahme erwachte erst viel später, nach von der Hagens Edition. Der einzige, der ein tieferes Interesse faßte, war — Voß. — Auf diesem Wege durfte es also nicht weiter gehen; mit solchen Arbeiten lieferte man höchstens den Gelehrten Stoff zum Studium, während das gebildete Publikum, ja, wenn wir Gleim glauben dürfen [7]), auch der größte Teil der Gelehrten, leer ausging und keinerlei Anregung empfing. Das mochte wohl Bodmer selbst schon gefühlt haben; er ließ nämlich seiner Ausgabe von „Kriemhilden Rache" eine neuhochdeutsche Bearbeitung als „Die Rache der Schwester" folgen [8]). Dabei verschmähte er den Rahmen des Metrums, das der Urtext bot, und wählte als Versform den Hexameter. Aber auch dieses Unternehmen vermochte

[3]) Tieck selbst spricht über diese Autoren im Vorbericht zum 6. Bande der Schriften, S. XLV.

[4]) cf. Vorrede zur Gesamtausgabe der Minnelieder (1758).

[5]) 22. 2. 1784, nach der Herausgabe des Nibelungenliedes. Original auf der Züricher Bibliothek. Genaueres in der Einleitung von Zarnckes Nibelungenausgabe.

[6]) Magazin für die deutsche Sprache II, 2.

[7]) Vorrede zu den „Gedichten nach den Minnesingern". Berlin 1773.

[8]) In dem Sammelwerke „Kalliope". Zürich, 1767.

nicht, in weiteren Kreisen Teilnahme für die ältere deutsche Dichtung zu erwecken; denn die Bearbeitung hat, ganz abgesehen von den unrhythmischen Versen, durch poesielose Auffassung und Wiedergabe die frische Schönheit des Originals fast völlig verdunkelt. Ein ähnliches Verfahren schlug Gleim ein, um die vergessenen Minnesänger wieder zu Ehren zu bringen. Ihn wurmte es tief, daß Bodmers „Aufforderung zum Nachsuchen in unseren Alterthümern" ungehört verhallt war, daß „so viele vortreffliche Schätze, großer, edler, schöner Gedanken unserer alten Dichter" immer noch im Verborgenen lagen[9]). Er wollte darum an einigen Proben zeigen, daß „die alte deutsche Literatur nicht allein für den Wortgelehrten und Kunstrichter, sondern auch für den Künstler einigermaßen ergiebig" sei[7]). In diesen Worten ist das Programm seiner Tätigkeit ausgesprochen: nicht Objekte philosophischer Forschung soll der Leser in dem Büchlein suchen, sondern nur künstlerischen Genuß. Auch sonst finden wir hier und da in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Kreise, die sich für die mittelalterliche Literatur interessierten. Herder und die Göttinger fanden Gefallen an den Minnesängern, wie früher schon Hagedorn, und studierten sie mit Eifer. Aber die altdeutschen Studien wurden immer noch mehr um gelehrter Nebeninteressen als um der Sache selbst willen gepflegt. Von diesem Fehler hielt sich allerdings Gleim frei, ebenso wie Friedrich Haug, der seit den 80er Jahren Bearbeitungen von mittelhochdeutschen Gedichten in Zeitschriften und Almanachen veröffentlichte[10]). Dafür verfielen sie in dem Bestreben, der Sprache und Denkweise ihres Zeitalters gerecht zu werden, dem andern Extrem, durch allzu starke Modernisierung das Originalkolorit zu verwischen. Gleims Versuche besonders sind meist willkürliche Umbildungen, die häufig jegliche Beziehung zu dem Urtext verlieren. Ueberdies waren all diese Bestrebungen viel zu vereinzelt, aus ganz verschiedenen Antrieben unternommen, ohne irgend welche einheitlichen Gesichtspunkte. Die große Masse der Gebildeten blieb kalt. Hier mußte nun ein kluger Kopf einsetzen, der es verstand, die verstreuten Sonderinteressen seinen Zwecken dienstbar zu machen, der gleichzeitig auch an den Fehlern der Vorgänger gelernt hatte, die rechte Mittelstraße einzuhalten. Ein weitblickender, zusammenfassender Geist mußte kommen, um die Beschäftigung mit der altdeutschen Poesie aus der Enge der Studierstube und der literarischen Zirkel, in die sie bisher verbannt gewesen war, vor weitere Kreise hinauszuführen und zu einem Gemeingut der Nation zu machen. Was sollte Bodmers Minnesängerausgabe mit all ihrer Gelehrsamkeit in der Hand eines Nicht-Fachmannes! Und anderseits, wer fühlt bei Gleim in der Umdichtung des bekannten Liedes von Boppe[11]):

„Wär auf der Welt ein großer Mann.
Ein Herkules, ein Zengiskan,
Ein Teut, ein Leibnitz, Hippias" ꝛc.

---

[9]) Vorrede zu den „Gedichten nach Walter von der Vogelweide." O. O. 1779
[10]) Später gesammelt in dem „Poetischen Lustwald." Tübingen 1819.
[11]) ob al der werlte gar gewaltic waere ein mann — —

oder in Haugs Uebersetzung[12]):

„Wenn sie gar ein Küßchen mir erteilte"

noch den Geist des alten Minnesanges wehen? Tieck war sich völlig klar, daß er beide Extreme zu vermeiden hatte[13]). Und darum trat er nicht mit einer nach streng wissenschaftlichen Prinzipien ausgearbeiteten Edition vor das deutsche Publikum, sondern mit einer Uebersetzung, die möglichst eng an das Original sich anschließen und dabei doch jedem Gebildeten verständlich sein sollte. Wie berechtigt im Prinzip seine Auffassung war, zeigte sich deutlich einige Jahre später, als von der Hagen und Büsching eine Sammlung deutscher Volslieder herausgaben, die im Gegensatz zu der unphilologischen Arbeit Arnims und Brentanos gelehrten Charakter tragen sollte, aber gänzlich wirkungslos blieb, während das populär gehaltene „Wunderhorn" sich im Fluge einen großen Leserkreis eroberte und heute noch unvergessen ist.

Das Interesse an der deutschen Vergangenheit und ihrer Dichtung besaß Tieck schon seit frühester Jugend. „Ich hatte", gesteht er im Vorbericht zum 6. Bande seiner Schriften (Berlin 1828), „das Lesen gewissermaßen im Berlichingen gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen." Trotzdem hat er erst verhältnismäßig spät angefangen, sich eingehend mit der altdeutschen Literatur zu beschäftigen, und noch befremdlicher ist es, daß es vorher eines wiederholten Anstoßes von außen bedurfte. Das Verdienst, Tieck auf die vaterländische Poesie der Vorzeit hingewiesen zu haben, gebührt seinem Schulgefährten und Studiengenossen, dem allzu früh gestorbenen Wilhelm Heinrich Wackenroder. Der Briefverkehr zwischen beiden, der in der Tat das ist, was Clemens Brentano in einem Briefe an Achim von Arnim (1803) als Ideal eines Briefwechsels hinstellt, „das Leben zweier echten Freunde", läßt uns erkennen, wie langsam Tieck auf die Intentionen des Freundes einging, wie Wackenroder erst das Vorurteil von der Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit der altdeutschen Literatur hinwegräumen mußte, ehe er den Widerstrebenden für die Ideen gewinnen konnte, die seinem eigenen jugendlichen Herzen Erduin Julius Koch[14]) eingepflanzt hatte. Lichterloh entbrannte Tiecks Begeisterung für Kunst und Leben des Mittelalters, als er während der Erlanger Studienzeit gemeinsam mit dem Gefährten das benachbarte Nürnberg durchwanderte. Nürnberg trug damals und trägt ja

[12]) Minnelied nach Markgraf Otto von Brandenburg.

[13]) Vergl. den bei Klee a. a. O. S. 9 ff. mitgeteilten, bisher ungedruckten Brief vom 30. 5. 1803 an Wilhelm Schlegel: „Das Ganze ist überhaupt nicht für Gelehrte, sondern für ächte Liebhaber angestellt, die es zu genießen wissen, das Gelehrte kann in Zukunft noch immer geschehen, wenn dieses Effekt macht; es ist bisher von dieser Art genug versucht, und hat nichts gefruchtet." Anderseits die Worte der Vorrede zu seiner Minneliederausgabe: „Es gelingt vielleicht durch diesen Versuch etwas mehr Teilnahme für diese Gedichte zu erregen, als sich bisher beim deutschen Publikum gezeigt hat. Die bisherigen Proben, die man mitteilte, waren meist zu sehr modernisiert und verändert."

[14]) Der Verfasser des „Kompendiums der deutschen Literaturgeschichte".

heute noch in den alten Teilen das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt, die mit all ihren interessanten Bauwerken künstlerische Anregung in Fülle bot, und die beiden Kunstenthusiasten öffneten alle Tore der Seele und atmeten den Duft der Poesie, deren Zauber in so reichem Maße auf der alten Stadt ruhte. Und als der heißgeliebte Freund 1798 von einem frühen Tode dahingerafft wurde, hielt Tieck von nun an die Pflege altdeutscher Kunst und Literatur wie ein Erbe des Verstorbenen hoch.

Der erste Streifzug in das neugewonnene Arbeitsfeld führte ihn zwar noch nicht direkt auf die mittelalterliche Poesie, sondern an die Schwelle der Reformationszeit, zu Hans Sachs. Von dort drang er dann zunächst noch tiefer in die neuzeitliche Literatur ein; Philander von Sittewald und der Simplizissimus zogen ihn mächtig an, von letzteren wollte er sogar eine Ausgabe veranstalten.[15]) Diese Richtung seiner Studien führte ihn zugleich auf die Volksbücher, deren Name damals einen ebenso schlechten Klang hatte, wie etwa heute „Hintertreppenroman". „Rohe Ausgeburten einer verwilderten Phantasie, grade gut genug, als geistige Nahrung für die Hefe des Volkes", das war so ziemlich das Urteil der gebildeten Kreise; Jacob Grimm fand, wie er an Wilhelm 1805 schreibt, in einer Pariser Lesebibliothek eine Sammlung von Volksbüchern mit dem Titel „Pöbelromane"[16]). Tieck gebührt nun das große Verdienst, dieses Vorurteil zerstört zu haben. Schon 1795 schrieb er[17]) die für jene Zeit unerhörten Worte: „Die gewöhnlichen Leser sollten ja nicht über jene Volksromane spotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen oder zwei Groschen verkauft werden, denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder, Herzog Ernst und Genovefa haben mehr wahre Erfindung und sind ungleich reiner und besser geschrieben, als jene Modebücher", die Ritterromane nämlich. In dieser Auffassung vom Werte der Volksbücher war Tieck ein Vorläufer der Brüder Grimm, die sich später noch rücksichtsloser über die engherzigen Gesetze einer hochmütigen Ästhetik hinwegsetzten und das deutsche Leserpublikum auch in Kinderliedern und unscheinbaren Erzählungen des Volkes den Zauber der Poesie empfinden lehrten. Aus der großen Reihe der Volksbücher hat er die Heymonskinder, Magelone, Melusine, Fortunat und die Schildbürger in prosaischer Umarbeitung herausgegeben, wobei er sich bestrebte, durch Ausscheidung allzu phantastischer Abschweifungen der Erzählung dem modernen Geschmack Rechnung zu tragen.

Die Beschäftigung mit Jacob Böhme führte dann Tieck im weiteren Verlaufe seiner Arbeiten auf die geistesverwandten Mystiker. Von dort lag der Übergang zur mittelhochdeutschen Blütezeit nahe genug. In das Jahr 1801 fällt nach seiner eigenen Erklärung[18]) der Anfang gründlicherer altdeutscher Studien; Minnesänger und Nibelungen fesselten sein Interesse in hohem Maße. 1802 hat sich der Kreis dieser Studien bereits sehr

[15]) Vergl. Vorbericht zum 6. Bde. der Schriften, S. LII.
[16]) Siehe „Briefwechsel aus der Jugendzeit", S. 34.
[17]) Im zweiten Teile des „Peter Leberecht", Schriften Bd. 15, S. 21.
[18]) Vorbericht zu Bd. 11 der Schriften, S. LXXVIII.

erweitert; Triſtan, Parcival und Heinrich von Veldeke ſind hinzugekommen.[19]) Das erſte Reſultat der oben genannten Arbeiten waren die „Minnelieder". Sie ſind auf dem Gute des Grafen von Finkenſtein bei Frankfurt a. Oder entſtanden, in der ſorglos-heiteren Muße, die ihm die großmütige Gaſtfreundſchaft dieſes fein gebildeten und auf dem Gebiete der altdeutſchen Literatur ſehr bewanderten Edelmannes geſchenkt hatte. Auf Veranlaſſung Finkenſteins, der ein großer Verehrer des Nibelungenliedes war, beſchäftigte er ſich nun eingehender mit dieſer Dichtung und den verwandten Erzeugniſſen der nordiſchen Litteratur, beſonders der Wilkina- und Niflungaſaga, und trug ſich mit dem Plane, eine zuſammenfaſſende Bearbeitung der Nibelungen zu liefern, in der die mancherorts ſtörenden Lücken nach der nordiſchen Sage ergänzt werden ſollten. Da das Nibelungenlied trotz Müllers Ausgabe noch immer ziemlich unbekannt war, verſprach er ſich gerade von der unbefangenen Teilnahme des Publikums, auf die er rechnen zu können glaubte, den meiſten Erfolg. Während ſeines Aufenthaltes in München ſah er die München-Prünner Handſchrift D und ſpäter in St. Gallen die Handſchrift B ein, um die Varianten ſamt den fehlenden und eingeſchobenen Verſen genau zu vermerken. Schon glaubten Tiecks Freunde das Werk der Vollendung nahe; im Oſtermeß-Katalog von 1805 war es bereits angekündigt unter den „Schriften, welche künftig erſcheinen ſollen", und W. Schlegel ſprach im nämlichen Jahre in der Jenaer Literaturzeitung über den Plan des damals in Rom Weilenden. Auch Verabredungen über den Verlag waren ſchon getroffen. Aber grade der gründliche Charakter und die allzu weitſchichtige Anlage der Arbeit wurden ihr verderblich. Ehe Tieck zum Ziele gelangte, hatte ihm ein anderer, der weniger Gründlichkeit, aber dafür mehr Geſchäftsgeiſt beſaß, den Rang abgelaufen: 1807 erſchien von der Hagens „Verjüngung". Damit hatte Tieck alle Freude an der Arbeit verloren. Das Werk blieb ein Torſo; Tieck ſelbſt hat ſich niemals dazu verſtanden, eine Zeile davon zu veröffentlichen. Erſt nach dem Tode des Dichters druckte von der Hagen im 10. Bde. ſeiner „Germania" 109 Strophen ab. Es lagen ihm Konzepte vor, die den Entwurf in verſchiedenen Stadien der Entwickelung darſtellen. Ein Band des handſchriftlichen Nachlaſſes umfaßt zwei Bücher, „Crymhilde und Brynhilde" und „Siegfried" überſchrieben. Hier haben wir die älteſte Arbeitsſchicht vor uns; als Vorlage diente noch der unglückſelige Abdruck von Müller[20]), der bekanntlich den erſten Teil nach der Handſchrift A, den zweiten nach C reſp. Bodmers „Chriemhilden-Rache" ediert hatte. Die ſtrophiſche Form iſt ebenſowenig erkannt, wie bei Bodmer und Müller. Ein zweiter Band enthält die 5 erſten Geſänge bis zur Heimführung Brynhildens und zeigt bereits durchgängig Abteilung in „Stanzen" (nach von der Hagens Bezeichnung). Am Rande ſtehen Notizen, die formelle Beſſerungen betreffen. Ein ungebundenes Heft umfaßt einzelne Stücke, ſämtlich in Strophenform. Der fünfte Geſang des zweiten Bandes

[19]) Vergl. den bei Klee a. a. O. S. 7 u. 8 mitgeteilten Brief an Wilhelm Schlegel vom September.

[20]) Berlin 1782.

wird dadurch bis zur verhängnisvollen Brautnacht durchgeführt. Dieses Heft ist von anderer Hand geschrieben, gewiß von Tiecks Freunde Rumohr, dem der Dichter während seiner Krankheit in München diktierte. Von Tiecks eigener Hand sind dann wieder die beiden ersten Gesänge des zweiten Buches geschrieben, sie reichen bis zu der Unterredung, in der die angsterfüllte Kriemhild ihre Besorgnis um Siegfried dem Todfeinde Hagen mitteilt. Ein einzelnes Blatt enthält Einschaltungen von Siegfrieds und Hagens früheren Taten, ganz gehalten wie der zweite Band. Die letzte Redaktion stellt ein Nibelungenheft in klein 4° dar, das die 5 Gesänge des ersten Buches samt den beiden ersten des zweiten Buches bis zur Beratung über Siegfrieds Tod umfaßt. Die Randbemerkungen aus dem 2. Bande sind meist verarbeitet, Siegfrieds Jugendabenteuer in die Erzählung hineingeflochten. Auch dadurch weist sich dieses Heft als letzte Bearbeitung aus, daß die aus der Vergleichung der Handschrift D gewonnenen Resultate verwertet und verschiedene Strophen dieser Handschrift entlehnt sind, welche von der Hagen ebenso wie die eigenen Zusätze des Dichters durch Sternchen hervorhebt. Von der Hagen selbst bedauert, daß Tiecks „eigentümliche und umfassend angelegte Bearbeitung unvollendet und verborgen" geblieben sei. Dieses Bedauern, das aus von der Hagens Munde freilich seltsam berührt, wird jeder teilen, der das Tiecksche Fragment gelesen hat, besonders da jenes „Verjüngung" oder, wie er eine spätere Auflage nannte, „Erneuung" durchaus nicht mit Tiecks Leistung zu vergleichen ist. Schon von den Zeitgenossen machten einzelne ihrem Unmute über von der Hagen Luft, so Arnim [21]). Ihm gefällt die Hagensche Bearbeitung nicht in dem „baroken" Dialekt mit den langweiligen Anmerkungen, dann auch wegen der Auslassung aller anderen Erzählungen, die Tieck so „pasrecht" verbunden hatte. „Ernste Kritiker (hier — d. h. in Cassel — gibt es einen sehr gelehrten deutschen Sprach- und Literaturkenner, Herr Kriegssekretär Grimm, er hat die vollständigste Sammlung über alte Poesie) tadeln noch mehr, und sind, so wie ich, ganz überzeugt, das Ganze müsse entweder mit neuem Saft durchdrungen sich selbst neue Wurzeln treiben, oder in seiner Altertümlichkeit ruhig trocken, unzerbrochen zwischen Papier von einem Geschlecht dem andern übergeben werden." Er fordert Tieck auf, von dem Plane der Herausgabe nicht abzulassen, und bietet selbst seine Vermittlung bei Dietrich in Göttingen oder bei Zimmer in Heidelberg an. Aber Tieck war zu verstimmt, und so verhallte diese Mahnung wirkungslos.

Ein Unstern schwebte auch über einem anderen Projekte Tiecks, das Jahrelang gehegt, zeitweise mit großem Fleiß verfolgt wurde, aber nie zum Abschluß gedieh, der Herausgabe der Gedichte des Heldenbuchs. Der Grund liegt hier wie bei den Nibelungen zum großen Teile — nach seinem eigenen Zugeständnis — an ihm selbst; er konnte sich, wenn sein Eifer einmal entflammt war, nicht mäßigen, wälzte uferlose Pläne im Kopf, die durch ihren gewaltigen Umfang viel zu sehr die Kräfte zersplitterten und so auch das Erreichbare nicht zur Ausführung kommen ließen. Während seines halbjährigen Aufenthaltes in Rom, den er zu fleißigen Arbeiten auf

[21]) Brief an Tieck vom 3. 12. 1807.

der Vatikanischen Bibliothek benutzte, hatte neben Tristan, Titurel und Iwein besonders das „alte merkwürdige Heldengedicht" vom König Rother seine Aufmerksamkeit erregt, das er vollständig abschrieb. Gleichzeitig wollte er „eine gründlichere Nachricht, als man bis dahin gehabt hatte[22]), von den deutschen Handschriften des Vatikans geben[23])." Leider schob ihm „ein böser Geist" den Plan unter, zugleich eine Geschichte der altdeutschen Poesie zu schreiben. Auf der Rückkehr aus Italien blieb er einige Tage in Heidelberg, wo durch Brentanos Bemühungen bereits ein Vertrag mit dem Buchhändler Zimmer über den Verlag des Heldenbuches zustande kam. Die Kopie der Rotherhandschrift überließ Tieck von der Hagen, und dieser druckte das Epos in den „Deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von F. H. von der Hagen und Dr. Joh. Gust. Büsching" ab. Tieck war sogar, wie von der Hagen im Vorwort rühmend hervorhebt, so selbstlos, die Abschrift des Freundes mit der seinigen zu vergleichen und Anmerkungen beizufügen. Wiederum also war ihm dieser geschäftsmäßige Vielschreiber zuvorgekommen! Seine eigene Arbeit dagegen wollte gar nicht recht gedeihen. Oktober 1807 schickte er an Zimmer „den Anfang des Buches", im Dezember noch eine Fortsetzung. Dann kam geraume Zeit nichts. Die ungeduldig harrenden Freunde entschlossen sich unter diesen Verhältnissen zu einem gewaltsamen Schritt: Arnim ließ im dritten, vierten und fünften Heft der damals neu erscheinenden „Zeitung für Einsiedler" im Einverständnis mit Zimmer auf eigene Faust eine der ansprechendsten Stellen des alten Spielmannsgedichtes abdrucken unter der Überschrift „König Rother zieht einer Jungfrau die Schuhe an. Fragment aus einer alten Handschrift, bearbeitet von Ludwig Tieck". Arnim selbst schrieb darüber an Tieck unter dem 31. 3. 1808: „Ich überschicke Ihnen, verehrter Freund, die ersten Bogen meiner Zeitung; auf Zimmers Verantwortung habe ich ein Stück aus dem Rother genommen, das mir wohlgefiel, er hat es auch übernommen, den schuldigen Ehrensold dafür zu entrichten." Also auch von dieser Arbeit ist nur ein Bruchteil, und wiederum von fremder Hand, veröffentlicht worden. Pfaff nimmt zwar an, die in der Einsiedlerzeitung abgedruckten Verse repräsentierten so ziemlich die Summe dessen, was Tieck überhaupt von dem Epos übersetzt habe[24]). Er stützt sich hauptsächlich auf die Überschrift „Fragment", die Tieck in der Ausgabe seiner Schriften[25]) dem aus der genannten Zeitschrift bekannten Abschnitt gibt; etwas mehr als dieses Stück möge es wohl gewesen sein. Die von der Hagen überlassene „Bearbeitung" des Rother, von der Köpke S. 336 spreche, sei in Wirklichkeit nur die in Rom genommene Abschrift gewesen. Darin muß man freilich Pfaff entschieden recht geben; hier liegt ein Mißverständnis Köpkes vor. Aber trotzdem ist Pfaffs Ansicht hinfällig. Tieck spricht bei der Zusendung an Zimmer von dem „Anfang des Buches". Nun sind Vers 1917—2522

[22]) Durch Friedrich Adelung nämlich, der 1796 „Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vatikanische gekommen sind", ediert hatte.

[23]) Siehe Vorbericht zu Bd. 11 der Schriften.

[24]) Siehe seine Vorrede zur Ausgabe der „Trösteinsamkeit", S. LI.

[25]) Bd. 13, S. 1712.

von Arnim abgedruckt; also war doch wohl sicher Vers 1—2522 fertig. Dann schreibt er im Vorbericht zum 11. Band der Schriften, S. LXXXI: „Den König Rother — — hatte ich inzwischen modernisiert", und Arnim spricht in seiner Zeitschrift die Hoffnung aus, „recht bald die Ausgabe des Ganzen — — von der Meisterhand unseres verehrten Freundes Tieck anzeigen zu können." Ebenso erklärt von der Hagen in der Einleitung seiner Rotherausgabe, er hoffe, daß Tiecks Bearbeitung „dieses trefflichen alten Gedichtes dasselbe recht bald noch kräftiger und lebendiger verbreiten möge." Die Überschrift „Fragment" in Bd. 13 der Schriften, die Pfaff hauptsächlich für seine Ansicht ins Feld führt, scheint mir als Beweis nicht hinreichend; die hat Tieck offenbar aus der Einsiedlerzeitung übernommen, wo ja Arnim dem Stück die Überschrift „Fragment aus einer alten Handschrift, bearbeitet von Ludwig Tieck" gibt. Der Verfasser mußte doch wohl, wie auch Klee annimmt, einen großen Teil des Epos, wahrscheinlich sogar, nach seinen eigenen Worten im Vorbericht zum 11. Bd., das ganze Epos bearbeitet haben.

Warum hat nun wohl Tieck später nichts mehr davon veröffentlicht? Ich glaube, daß der Grund in folgendem Umstande zu suchen ist. Die Arbeit, wie Zimmer sie erhielt, war noch nicht völlig druckreif. Beweis dafür sind u. a. die vielen Reimunebenheiten. Der Reim liegt bei Tiecks „Rother" sehr im Argen. Das Original selbst hat ja freilich vielfach nur Assonanz. Aber bei Tieck ist der Gleichklang der Silben oft so gering, daß der Leser das Gefühl für die Zusammengehörigkeit des betreffenden Verspaares völlig verliert. Von anderen Nachlässigkeiten nenne ich die Auslassung des Verses 2066. Außerdem fehlen die Verse 2026, 2239.40, 2125,26. Sie enthielten Schwierigkeiten für das Verständnis, deren Lösung sich Tieck für später aufbewahren wollte. Die Übersetzung, die Zimmer in Händen hatte, war also, wie es scheint, nur ein Entwurf, dem noch die letzte Feile fehlte, den aber Tieck bereits Zimmer, einem literarisch sehr erfahrenen Manne, vorlegte, um dessen Urteil zu hören. Die Eigenmächtigkeit, mit der die Freunde die noch nicht druckreife Arbeit an die Öffentlichkeit brachten, hat offenbar den Verfasser derart verdrossen, daß er die Freude daran verlor.

Die weitere Geschichte des Heldenbuches, in der wiederum von der Hagen eine merkwürdige Rolle spielt, kann kurz behandelt werden. 1810 faßte Tieck den Plan, vereint mit dem inzwischen als Freund gewonnenen von der Hagen das Heldenbuch herauszugeben. Dieser erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden und ließ sich von dem uneigennützigen Kompagnon sein sorgfältig ausgearbeitetes Nibelungenexemplar schicken, das er Jahre lang behielt und für seine Ausgaben von 1816 und 1820 benutzte. Gleichzeitig bat er um die Kopie von der Ravennaschlacht, die er ebenso im Stillen für eigene Zwecke gebrauchte; 1811 erschien nämlich bereits von ihm „Der Helden Buch". Er erbot sich dann[26]), den Ortnit, Wolfdietrich und großen Rosengarten zu liefern; Tieck sollte den Rother und den kleinen Rosengarten übernehmen. Es blieb aber bei dem Projekt; das Unternehmen

[26]) In einem Briefe vom 12. 3. 1813. Holtei, Briefe an Tieck, Bd. 1.

verlief im Sande. Bedauerlich ist für Tieck, daß er sich von dem egoistischen Freunde so lange hat hinhalten lassen, ohne ihn zu durchschauen. Ansätze zu der Arbeit waren auf Tiecks Seite jedenfalls vorhanden; er hat das Manuskript einer Bearbeitung der Ravennaschlacht dem Verleger Mohr in Heidelberg am 26. September 1816 eingeschickt[27]). Eine Antwort Mohrs ist leider ebenso wenig bekannt wie das Schicksal von Tiecks Manuskript. Von der Hagen berichtet[28]), es liege ihm ein einzelner Bogen vor mit dem Anfang von Dietrichs Flucht und 6 Quartblätter mit dem Anfang vom kleinen Rosengarten. Er behauptet ebendort, den Ortnit und Wolfdietrich für das Heldenbuch Tiecks erneuert zu haben; wäre dies wahr, so hätte er bei seiner bekannten Herausgebewut ganz gewiß die Sachen auf eigene Faust veröffentlicht.

1812 gab Tieck bei der Cottaschen Buchhandlung (Stuttgart und Tübingen) eine Bearbeitung des Frauendienstes von Ulrich von Lichtenstein heraus. Von der Vorgeschichte dieses Werkes ist sehr wenig bekannt, zumal da es ganz ohne Vorwort erschien. Die Handschrift hatte der Dichter bei einem zweiten Aufenthalt in München kennen gelernt. Angefügt sind zwei Lieder, die unter Ulrichs Namen in der „Manessischen" Sammlung stehen, im Frauendienst dagegen keine Stelle gefunden haben.

Die letzte Leistung des Germanisten Tieck ist das „Deutsche Theater" (1817 in der Realschulbuchhandlung zu Berlin). Es enthält eine Zusammenstellung von Dramen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, in der sich Rosenplüt, Sachs, Ayrer, die engl. Komödianten, Opitz, Gryphius und Lohenstein finden. Seitdem ist er mit altdeutschen Arbeiten nicht mehr an die Öffentlichkeit getreten; sein Name verschwindet ungefähr gleichzeitig mit dem Görres' und der Brüder Schlegel aus der Geschichte der Germanistik.

Man sieht, eine wie umfassende Tätigkeit Tieck als Übersetzer und Bearbeiter mittelhochdeutscher Dichtung entfaltet hat, um das Interesse für Kunst und Poesie der vaterländischen Vorzeit wiederzuerwecken. In seinen jungen Jahren war ihm tatsächlich diese Arbeit keine Nebenbeschäftigung für Mußestunden, etwa bloß zur Ausspannung des Geistes, sondern eine ebenso ernste und wichtige Aufgabe für die eigene dichterische Produktion. So ist er auch von den Zeitgenossen beurteilt worden, z. B. von J. Grimm, wenn er an Wilhelm unter dem 16. 8. 1809 schreibt[29]): „Ich halte Tieck immer für einen wahrhaften Dichter und einen ungemeinen Menschen, ob ich gleich seinen Zerbino, Oktavian, auch Genoveva nicht viel mag, aber wegen des Sternbalds — des Romans, der die Verherrlichung der altdeutschen Kunst zum Gegenstand hat —, der kleinen Sachen und der Minnelieder." Trotzdem hat bis heute der Germanist Tieck noch wenig Beachtung gefunden. Zahlreiche Monographien sind in den letzten Jahrzehnten erschienen, die Tieck gewidmet sind[30]); unseren Gegenstand berühren indes nur zwei:

[27]) Vergl. den bei Klee S. 27/28 wiedergegebenen Brief.

[28]) Germania, 1853. Nachwort zum Abdruck von Tiecks Nibelungenfragment.

[29]) Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 152.

[30]) J. Minor, Tieck als Novellendichter; H. Roetteken, die Charaktere in Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen"; H. Bischof, Ludwig Tieck als Dramaturg; W. Meißner, Ludwig Tiecks Lyrik; J. Raustl, Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung ꝛc.

B. Steiner, Ludwig Tieck und die Volksbücher; G. Klee, Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Die letzte Schrift, eine Programmbeilage des Bautzener Gymnasiums vom Jahre 1895 aus der Feder des besten Tieck-Kenners, begnügt sich jedoch mit der Darstellnng des Entwicklungsganges, den der Germanist Tieck genommen hat; Klee gibt unter ständiger Herbeiziehung zeitgenössischer Urteile, mancherorts auch fast nur durch deren Aneinanderreihung, ein lebendiges Bild von Tiecks germanistischen Studien, ohne sich auf die Kritik seiner Leistungen einzulassen. Darum soll der Gegenstand der vorliegenden Abhandlung die Kritik von Tiecks Übersetzungen aus dem Gebiet der mittelhochdeutschen Poesie, also der „Minnelieder", der „Nibelungen" und des „Rother", soweit sie noch vorhanden sind, und des „Frauendienstes", sein; das „Deutsche Theater", das abseits vom Wege liegt, soll ebenso wenig hereingezogen werden wie die bereits behandelten Volksbücher.

Wir müssen uns hier vor allem über die Anforderungen klar werden, die wir an eine Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen stellen, sodann über die Prinzipien, nach denen wir Tiecks Leistungen kritisieren wollen. Von einer guten Übersetzung mittelhochdeutscher Dichtung verlangt man wohl im allgemeinen, daß sie sinngetreu und nach Möglichkeit auch wortgetreu, also in möglichst engem Anschluß an das Original und ohne Verletzung der dichterischen Form dieses wiedergebe, wobei weder dem Urtext noch der neuhochdeutschen Sprache Gewalt angetan werden darf, und dann — last not least —, daß sie den Geist des Originals ungetrübt wiederspiegele. Die Kritik muß mithin zwei Seiten haben, eine formelle und eine inhaltliche. Auf der formellen Seite würden uns die Versform und der Ausdruck, auf der inhaltlichen das Verständnis des Urtextes und die Wiedergabe des Geistes der Vorlage, also die ästhetische Auffassung, beschäftigen. Selbstverständlich wäre es ein großer Fehler, wenn wir Tiecks Leistungen mit dem Maßstabe unserer Kenntnisse messen wollten; wir müssen bedenken, daß zu seiner Zeit die germanistische Wissenschaft in den Kinderschuhen steckte, daß vor allem Hilfsmittel so gut wie völlig fehlten. Den Maßstab zur Beurteilung seiner Übersetzungskunst gibt uns Tieck größtenteils selbst an die Hand in der Vorrede zu den Minneliedern, die wir als ein Programm seiner gesamten Tätigkeit auf diesem Gebiete betrachten dürfen. Die Vorrede ist zugleich äußerst interessant und zeigt bereits bei allen Fehlern im einzelnen ein derartiges Verständnis für das Wesen der altdeutschen Dichtung, wie es nur bei eindringendem Studium möglich ist.

An ihrer Spitze verficht der Herausgeber die echt romantische Theorie von dem universalen Charakter der Poesie: „Denn es gibt doch nur eine Poesie, die in sich selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft, mit den Werken, die wir besitzen, und mit den verlorenen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, sowie mit den künftigen, welche sie ahnden will, nur ein unzertrennliches Ganze ausmacht. Sie ist nichts weiter, als das menschliche Gemüt selbst in allen seinen Tiefen." Er entwickelt den Gedanken, indem er, von der ältesten Zeit ausgehend, Provenzalen, Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier, Engländer an uns vorüberziehen läßt und auf den Zusammenhang aller Dichtung hinweist. Die Schilderung der ältern deutschen

Poesie ist für die damalige Zeit meisterhaft zu nennen. Vor allem verdient der Scharfblick Bewunderung, mit dem Tieck die Provenzalen als Vorbilder der Minnesinger erkennt; freilich hatte schon vor ihm Bodmer die Beobachtung gemacht, daß einzelne Lieder des Rudolf von Neuenburg nach dem Muster des Folquet von Marseille geschrieben sind[31]. Auch ist beachtenswert, daß er bereits Zweifel ausspricht, ob die „Manessische" Handschrift wirklich von diesem „Gönner und Freunde des Gesanges" herrühre. Die ganze Darstellung beweist, wie liebevoll und innig Tieck das Studium der altdeutschen Literatur erfaßt hat. Am meisten entzückt ihn der naive Charakter der mittelalterlichen Dichtung: „Die Dichtkunst war kein Kampf gegen etwas, kein Beweis, kein Streit für etwas, sie setzte in schöner Unschuld den Glauben an das voraus, was sie besingen wollte, daher ihre ungesuchte, einfältige Sprache"; bemerkenswerte Worte aus dem Munde eines Vertreters der romantischen Schule, deren größte Schwäche wohl die beständige Reflexion auf das eigene Tun, die stellenweise geradezu raffinierte Bewußtheit des Produzierens ist.

Nach diesen Erörterungen macht uns der Verfasser mit den Grundsätzen bekannt, die ihn bei der Herausgabe der Bearbeitung geleitet haben. Das Wichtigste schien ihm, nichts an dem eigentlichen Charakter der Gedichte und ihrer Sprache zu ändern; daher sollen sie nach Möglichkeit das altertümliche Aussehen behalten. Die Leser sollen ihm auf halbem Wege entgegenkommen, wie er selbst ihnen halb entgegengehe. Alles, was nur den Gelehrten interessieren kann, hat er weggelassen, ebenso alles, was sich auf die Geschichte der Zeit bezieht, um die Gedichte „allgemeiner" zu machen. Einige dunkle Stellen wurden willkürlich genommen, andere vorsätzlich geändert; daß ihm trotzdem einzelne Stellen unverständlich geblieben sind, gesteht Tieck offen zu. Über die Berechtigung dieser Ansichten werden wir uns später auseinanderzusetzen haben.

Bezüglich der Auswahl der Minnelieder verspricht Tieck mit direkten Worten, die schönsten Stücke der „Manessischen" Handschrift zu geben. Mit Recht bemerkt dazu ein zeitgenössischer Kritiker[32]: „Dergleichen Urteile sind einzig und allein der Stimmung des Lesers anheimzustellen." Uns fällt jedenfalls sofort auf, daß die Vorläufer der Minnepoesie und die Vertreter der sinkenden Kunstrichtung, Heinrich von Veldeke und Hadlaub z. B., weit mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt sind als Walthers große Gestalt. Die „Meisterin der Nachtigallen" muß sich mit 16, oder da Nummer 148 und 149 eigentlich zusammengehören, mit 15 Liedern begnügen, während der Name Heinrichs von Morungen mit 18, der Hadlaubs mit 15 Gedichten prangt und von einem so minderwertigen Dichter wie Christian von Lupin sämtliche 7 Lieder der Handschrift aufgenommen sind. Dabei sind Nr. 141 und 147 sicher keine Perlen von Walthers Lyrik! Die schönsten Lieder dagegen fehlen: das unübertreffliche Lied zum Preise Deutschlands: „Ir sult sprechen willekomen", das ergreifende „Owè war sind verswunden elliu mîniu jâr", das durch seine Naivität entzückende „Under der linden an der heide[33])."

[31]) cf. die Vorrede zu den „Proben" 1748.
[32]) In der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek", Jahrgang 1804, Bd. 91.
[33]) Freilich wird Tieck sich an das letzte nicht gewagt haben. Eine Ver-

Ähnlich geht es anderen Minnesängern. Rubins prächtiges Abschiedslied vor dem Kreuzzug „Ich wil urloup von friunden nemen“ fehlt, während zwei andere, minderwertige aufgenommen sind. Von Friederich von Hüsen wären „Si waenent dem tôde entrunnen sin“ und „Min herze und min lip die wellent scheiden“ der Aufnahme wohl würdiger gewesen als „Ich muoz von schulden sîn unfrô“ und „Ich denke underwilen“. Bei dem Dürinc wählt Tieck statt des natürlichen, zu Herzen gehenden „Des leiden winters überlast“ gekünstelte, mit bombastischem Reimschwulst überladene Sachen, für die wir kein Verständnis mehr haben. Dabei ist noch zu erwähnen, daß auch die Möglichkeit, ob die Auswahl nicht etwa durch Streben nach Mannigfaltigkeit, also Vermeiden desselben Themas bei verschiedenen Dichtern, geleitet worden sein könnte, bei näherer Prüfung ausgeschlossen erscheint.

Zur Frage der Behandlung des Metrums bemerkt der Übersetzer in der Vorrede: „Das Wichtigste schien mir, nichts an dem eigentlichen Charakter der Gedichte und ihrer Sprache zu verändern, daher durfte keine Form des Verses verletzt werden.“ Er rechnet also die Versform zu dem Charakter des Gedichtes und erkennt sie damit als etwas Wesentliches an. Für die Lyrik speziell hebt er an einer anderen Stelle hervor, daß jeder mittelhochdeutsche Dichter nicht nur seinen eigenen Ausdruck, seine eigene Sprache habe, sondern sich auch eine neue Form suche. „So hat jeder Dichter sein Sylben-Maß, welchem er am liebsten folgt, ja er sucht fast in jedem Liede eine Veränderung, welche den Gegenstand deutlicher heraushebt. Darüber haben die meisten dieser Gedichte eine so liebliche Art gewonnen, daß man das Notwendige und Zufällige daran nicht mehr unterscheiden kann, sondern daß die Form und der Gegenstand gerade so und nicht anders unzertrennlich zusammengehören.“ Ebenso erklärt er den Reim für etwas Notwendiges und also auch in der Übersetzung Beizubehaltendes; er bemerkt richtig, daß gerade der Reim ein charakteristisches Merkmal der neueren Poesie im Gegensatz zur antiken sei. Er sei nicht aus dem Triebe zur Künstlichkeit entstanden, sondern aus der Liebe zum Ton und Klang, aus dem Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in deutlicher oder geheimnisvoller Verwandtschaft stehen müßten, aus dem Bestreben, die Poesie in Musik, in etwas Bestimmt-Unbestimmtes zu verwandeln. „Dem reimenden Dichter verschwindet das Maß der Längen und Kürzen gänzlich, er fügt nach seinem Bestreben, welches den Wohllaut im gleichförmigen Zusammenklang der Wörter sucht, die einzelnen Laute zusammen, unbekümmert um die Prosodie der Alten, er vermischt Längen und Kürzen um so lieber willkürlich, damit er sich umsomehr dem Ideal einer rein musikalischen Zusammensetzung nähere. Eine unerklärliche Liebe zu den Tönen ist es, die sie seinen Sinn regiert, eine Sehnsucht, die Laute, die in der Sprache einzeln und unverbunden stehen, näher zu bringen, damit sie ihre Verwandtschaft erkennen, und sich gleichsam in Liebe ver-

---

pflanzung dieser zartesten und duftigsten Blüte Waltherscher Lyrik ist ungeheuer schwer. Gleims und Haugs Versuche sind mißlungen.

mählen." Der Sinn dieser Worte wie auch der nun folgenden Ausführungen über die eigentümliche Schönheit verschiedener Maße, die uns nicht weiter interessieren, ist in der phantastischen, etwas schwülstigen Sprache für den ersten Augenblick dunkel; deshalb sind die Bemerkungen aber durchaus nicht so „mangelhaft", wie Klee meint[34]). Wir haben bei Tieck die Durchführung und Begründung des seit Opitz allgemein anerkannten deutschen Versgesetzes, daß nicht Länge und Kürze der Silben, sondern der natürliche Takt der Worte für den Versbau maßgebend ist. Freilich fehlt es ihm noch an gründlichem Verständnis der mhd. Metrik; so ist z. B. seine Vermutung, der „weibliche Abschnitt in dem Verse des Gedichtes von den Nibelungen" sei ehemals eine Assonanz gewesen, unbegründet. Dies ist aber bei der schwierigen Natur der Materie und bei dem Zustand der mittelhochdeutschen Texte in Tiecks Zeit nicht zu verübeln. Der Tenor der ganzen Ausführung ist offenbar die in den verschiedensten Wendungen ausgedrückte Behauptung, daß Form und Inhalt unzertrennlich zueinander gehören, daß jene nichts Zufälliges, sondern etwas aus dem Charakter des Ganzen mit Notwendigkeit sich Ergebendes ist. Das Prinzip Tiecks ist zweifellos richtig: die ursprüngliche Gestalt der Verse muß gewahrt bleiben, weil sie etwas Organisches, Wesentliches ist. Wir werden nun untersuchen, inwieweit er in der Praxis dieses Gesetz beobachtet hat.

Schon der wohlwollende Kritiker der „Minnelieder" in der Allgemeinen Literatur-Zeitung[35]) tadelt, daß Tieck so oft das Metrum der Vorlage zerstört habe. Wir finden in der Tat eine Anzahl von solchen Fällen. Es sei dem Übersetzer die Freiheit zugestanden, die Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Metrik, z. B zwischen zwei Hebungen eine Senkung ausfallen zu lassen, doppelten und dreifachen Auftakt und überladene Senkung eintreten zu lassen, nachzuahmen, wenngleich wir mit unserer Opitzischen Schulung solche Licenzen unzweifelhaft als Mängel empfinden; diejenigen Fälle jedoch, in denen er sich abweichend vom Original derartige Freiheiten erlaubt, müssen entschieden gerügt werden. Z. B.

Ml. 4, I. (In Bodmerscher Rechtschreibung!
und ernúwen ir gesáng und ir geschréien,
und ernéuern ihren Gesáng und ihr Schreien.
12, I. wan ín der póysun dárzuo twáne
weil ihn dazú ein Getränk zwáng.
17, II. ích wil nách ir húlde ríngen
ich will nách ihrer Húld ríngen.
20, III. dun wéllest mích genáde wérn
als du wólleſt Gnádé gewáehren.

In diesen Versen fällt das Fehlen der Senkung unangenehm auf.

27, III. swas ié kein mán zer wérlte wúnné emphángen hát
was jé ein Mánn in der Wélt Wónne empfángen hát.

Der ganze Eindruck dieses in tadellos regelmäßiger Abwechselung von Hebung und Senkung gebauten Verses ist verwischt.

[34]) A. a O. S. 15.
[35]) Jahrgang 1806, Nr. 109.

In Nummer 138, einem Reim- und Verskunststück ziemlich schwieriger Natur, kommt es vor allem auf korrekten Bau an. Die Zeilen 1—3, 5—7, 9—11 jeder einzelnen Strophe werden durchgängig in reinen Trochäen gehalten. Tieck hat sich jedoch verschiedentlich Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen. So:

II. Str. kéuscher Schâam eine blühende Blúme;
da er wóhnt in der Súßen zärte;
XII. Str. dú bíst dér bezeichnete Brúnne.

Hier sind Daktylen eingeschoben. Schlimmer:

IV. Str. einen Búsch áussen und innen; wie dein Lób stéhet im Glánz,

wo auf einen Fuß ohne Senkung Daktylus folgt.

175, III. ích han ír gedíenet hér vil lánge zít
ſó lange háb' ich mich nicht von ihrem Dienſt entférnet.

Die Daktylen verwischen die ursprüngliche Versform zu sehr. An verschiedenen Stellen hat der Übersetzer das Schema durch Verse von ungleicher Länge zerstört.

33, II. joh engerte ich ir deheines trutes niet: 5 Hebungen
wohl begehrte ich doch ihres keines Trautes niemals nie. 7 Hebungen!

40, II. do min ouge ir losen ougen solten sehen 6 Hebungen.
da mein Auge in ihre losen Augen sich gewaget. 7 Hebungen.

144, I. muget ir schouwen was dem meigen wunders ist beschert. 4 + 3 Hebungen.
möget ihr die Wunder schauen, die dem Meyen sind beſcheert. 4 + 4 Hebungen.

219, II. er tuot dem vogelin swere buos. 4 Hebungen,
das Vöglein sich der Zeit verſöhnen muß. 5 Hebungen.

152, I. wan das ich mich richte nach der heide. 5 Hebungen.
denn ich richte mich nach der Heide. 4 Hebungen.

154, I. sumer unde winter beide sint; 5 Hebungen.
Sommer und Winter beide ſind; 4 Hebungen.

175, III. wer ein sitich alder ein star die mehten sit:
Ein Star hätte wohl ſeitdem gelernt.

Bei naturgemäßer Betonung hat der Vers nur 4 Hebungen, während das Original 6 hat. Auch der Reim in den „Minneliedern" ist nicht immer tadellos. Allerdings kann man ja Tieck keinen großen Vorwurf machen, wenn er unkorrekte Reime des Originals stehen läßt; aber er durfte unter keinen Umständen gute Reime verderben. So

1, III. lone, schone, crone.
Lohne, ſchöne, Krone. Merkwürdig iſt dabei, daß Tieck anderswo die Form „ſchone" ruhig ſtehen läßt, z. B. 106, V; 138, I.

123, III. ane, — mane,
ohne, Monde.

125, III. ste (conj.) — ge (inf.)
ſteh — gehn.

Die Form „gehn" war leicht zu vermeiden, wenn der Konjunktiv statt der Umschreibung mit „müssen" gewählt wurde.

138, XIII. velzen, gewelzen, smelzen,
wälzen, Felsen, schmelzen.

179, III. krone ist, schon ist, lon ist.

Dieser Reim des Originals ist nicht als unrein zu betrachten; denn im Mitteldeutschen — der Dichter, Heinrich von Morungen, ist Thüringer — war nur der Umlaut des â und a stark von dem nicht umgelauteten Vokal zu unterscheiden, während sonst der Umlaut im Reime unberücksichtigt blieb[36]). Wenn Tieck auch das nicht wissen konnte, durfte er sich doch auf keinen Fall einen Reim zu Schulden kommen lassen, wie

Kron ist — schönest — lohnest.

193, V. weis — beis.
weiß — beißt.

Außerdem hat Tieck verschiedentlich abweichend vom Original rührenden Reim eintreten lassen.

In 36, I hat das Original unanfechtbaren Reim:
mieten — gebieten;
Tieck: bieten — gebieten.

45, III. gevê — mê:
weh — weh —

129, I. si — vri — bi:
bei — sei — bei.

Im Nibelungenlied hatte Tieck, wie von der Hagen in der Germania 1853 auf Grund der ihm vorliegenden Manuskripte berichtet, die strophische Form ebenso wenig erkannt, wie seine Vorgänger Bodmer und Müller. A. W. Schlegel machte ihn zuerst darauf aufmerksam[37]). Zur Erkenntnis von der Richtigkeit dieser Beobachtung kam der Dichter dann durch die Vergleichung der Handschrift D. Ebenso scheint er sich über den durchaus männlichen Charakter des Reimes nicht klar gewesen zu sein; an Stellen, wo er durch eine kleine Änderung einen männlichen Reim herstellen konnte, gibt er weiblichen in scheinbarer Anlehnung an das Original:

31/32. gesaget — unverzaget.
51/52. sehen — geschehen.

Simrock z. B. hat diese beiden Reime durch Synkope des e geändert, während er sich nicht scheut, Reime wie „Degen — pflegen" zu bilden.

Unkorrekte Verse:

165, diu hôchgezît do werte:
diese Hochgezeit währte.

Entweder × ×́ × ×́ × ×́ ×

oder ×́ × ×́ × × ×́ ×, beides für unser Gefühl ungeschickt.

356, der dort so herlichen stat:
der dort so herrlichen geht.

[36]) cf. H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik, § 97.

[37]) In einem Briefe vom 13. 3. 1804, Briefe an Tieck Band 3. Er macht dort die Bemerkung, er halte den längeren Vers am Schluß jeder vierten Zeile für beachtenswert.

Wir können nicht annehmen, daß Tieck sich diese achte Halbzeile der Strophe so gedacht habe:

× ×́ × ×́ × × ×́;

Vers 20 und 60 beweisen, daß er die 4 Hebungen der letzten Halbzeile deutlich hervortreten lassen wollte.

Er muß also wohl skandiert haben:

×́ × × ×́ ×́ × ×́.

Im Mittelhochdeutschen kann eine Silbe wie „lich" bei ausfallender Senkung noch einen Tiefton haben, was für unser Ohr nicht mehr klingt.

Die einzige Reimunebenheit (in Strophe 1, „Hochgezeiten — — Streite") wird auf einem Druckfehler beruhen.

Im Rother hatte Tieck ein Original vor sich, das sich selbst hinsichtlich des Versbaues wie des Reimes sehr große Freiheiten erlaubt, weit mehr als die Dichtungen der mittelhochdeutschen Blütezeit. Man muß also auch einer Übersetzung dieser leichten Spielmannsdichtung solche Freiheiten zugestehen. Verse mit fehlender Senkung oder mit überladener Senkung oder mit überladenem Auftakt müssen demnach hingenommen werden, wenn sie nicht gar zu empfindlich gegen unser rhythmisches Gefühl verstoßen.

Z. B.:

2079. Daß er dir den ánderen Schúh gébe.
2245. Er war mir immer gnáedig únd auch gút.
2049. Die gáb mír der Héld gút.

Daß aber sämtliche Senkungen unterdrückt werden, kann man nicht dulden:

2090. 'Ihr Kleíd lúſtſám.
2115. Néin, ſprách Hérlínd.

Bedenklich liegt der Fall auch, wenn bei zwei aufeinander folgenden kontragenden Silben die zweite ein Suffix ist, z. B.:

2062. Daß ich nicht ſéliglich bín; oder: ſéliglich bín.
1950. Da ging das liſtige Wéib.

Völlig zu verwerfen sind aber

1940. Ich will mich hében geſchwínd.
2117. Die Ritter ſchießén den Schäft.

Einer derartig kraft- und markloſen Silbe wie der Infinitivendung darf nhd. kein Ton gegeben werden. Ähnlich

2068. Sie zóg den góldénen án.
2156. An dém verſámmélten Hófe.
2174. Daß vón den Mérkéren kein.

Diese kurzen Reimpaare haben bekanntlich nach der Praxis der mittelhochdeutschen Metrik entweder drei Hebungen mit weiblichem Schluß oder vier Hebungen mit männlichem Schluß. Hier ist nun entschieden dem Übersetzer die Freiheit zuzugestehen, auch Verse mit 4 Hebungen und weiblichem Schluß zu bilden. Also z. B.:

2079. Daß er dir den anderen Schuh gebe.

Bei einer Reihe von Versen dagegen hat Tieck nicht das richtige Längenmaß gefunden:

2071. O weh! Sprach die schöne Königin.
2405. So erläßt es dir nicht dein tugendhafter Muth.

Beide fünfhebig! Überlange Verse kommen tatsächlich am Anfang und Schluß neuer Erzählungsabschnitte vor, z. B. der sechshebige Vers 2177. Aber hier liegt kein Grund vor. Andere Verse sind zu kurz geworden:

2266. In Rotheres Schooß, ist unter allen Umständen dreihebig; denn die Präposition kann hier keinen Ton bekommen, was 2284 (ich räumte mit dir das Reiche) eventl. möglich ist.

2265. und sprach zu Dietherich,
2269. daß ich meinen Fuß,
2270. setzte in deinen Schooß. Die drei Verse
1936. um mich verdienen,
2266. sehre freundlich,
2375. es war die Stunde,

wird man bei naturgemäßer Betonung sogar zweihebig lesen.

Auch in der Beurteilung des Reimes muß man liberal sein und Assonanzen durchgehen lassen, die noch das Gefühl für die Zusammengehörigkeit des betreffenden Verspaares lebendig halten. Freilich klingen Fälle wie:

1967/68 Manne — gegangen,
2035/36 belohnen — Bothe,
2345/46 erwenden — elende,
2433/34 weinen — leide,

für uns bei der Vernachlässigung des Endungs-n sehr schlecht. Ebenso

2421/22 weinete — erhörete,
2526/27 Harfner — sehr,

wo der Reim auf einer gänzlich tonlosen Suffixsilbe ruht.

2263/64 erschrak — aufzog,

Verschlechterung des Reimes darf natürlich auch nicht zugegeben werden, wie z. B.:

2003/04 ville — — wille
Merker — Ehre,
2015/16 lasterliche — riche
beiden — Reiche.

An einer anderen Stelle suchte dagegen Tieck zu bessern:

1943/44 hatte von der Hagen „zuchte — laster" gelesen, was aber selbst das Maß der im Rother vorkommenden Reimlicenzen überschreiten würde. Tieck hat: Zucht — Furcht.

Verwerfen müssen wir unter allen Umständen:

2293/94 Kerker — sähen,
2439/40 zwölfe — Kerker,
2309/10 reichen — sicherliche,
2463/64 sein — Erwin,
2461/62 Herre — edel,
199/92 gewest — sehn,
1995/96 nicht — lieb,
2459/60 Hier — Kind,

2013/14 Tages — erschalle,
2209/10 Fraue — Treue,
2047/48 fügen — Schuhe,
2059/60 danken — schämen.

Die schlimmsten Fälle sind diejenigen, die einen Reim zwischen einsilbiger und zweisilbiger Wortendung herstellen wollen:

2479/80 begahn — dannen,
1935/36 schier — verdienen,
2101/02 Herren — mehr.

Dies ist jedoch nur eine Auswahl der auffälligsten Fehler; geringere sind noch in großer Anzahl vorhanden. Ich kann nicht glauben, daß die in der Einsiedlerzeitung vorliegende Fassung eine endgültige sein sollte, und habe deshalb bereits eingangs die zahlreichen Vers- und Reimunebenheiten als Stütze für meine Ansicht angeführt, daß das Manuskript, wie Zimmer es in die Hand bekam, noch nicht druckreif war.

Den „Frauendienst" des Ulrich von Lichtenstein hat Tieck nicht ganz in Versen übersetzt; er hat vielmehr nur die lyrischen Partien, Lieder, poetische Briefe und Büchlein, in gebundener Rede wiedergegeben, den erzählenden Teil dagegen in Prosa aufgelöst und überdies verkürzt. Die Verkürzung war ein glücklicher Griff; denn für die endlosen Turnierschilderungen des „Frauendienstes", die wohl auch Wilhelm Grimms hartes Urteil über das Werk verschuldet haben[38]), fehlt uns das Verständnis. Tieck hätte nur m. E. noch mehr kürzen dürfen, so wie Uhland es in seinem Aufsatz über Ulrich getan hat; der Dichter selbst scheint zu fühlen, daß er manchmal zu weitschweifig wird, und nimmt sich vor derartigen Schilderungen verschiedentlich vor, sich möglichst kurz zu fassen[39]), ein Vorsatz freilich, der vor der Versuchung, als Lobredner des ritterlichen Waffenhandwerks zu glänzen, nirgends standhält. Somit hätten wir hier nur die in die Erzählung eingestreuten lyrischen Sachen zu behandeln.

In der zweiten Tanzweise ist das Schema zweimal durchbrochen:

II. Str. loben die Nacht, dem selig Lager ist bereit. 6 Heb., zu lang!

IV. Str. wann mir der Tag erscheinet klar. 4 Heb., zu kurz!

Die 2., 4., 7. Zeile der Str. haben 5 Hebungen.

Das erste Büchlein, in kurzen Reimpaaren geschrieben, wie die Büchlein meistens, weist einige zu kurze Verse auf:

21. ach dürftest du von mir
22. gnädiglich künden ihr;
162. denn die heimlich dir
163. gesehen wird von ihr,

3 Hebungen mit stumpfem Reim. Ebenso im 3. Büchlein 168 Ehren und Seligkeit.

---

[38]) „Widerwärtiger, oft abgeschmackter Inhalt", „trockene, chronikenartige Erzählung"; in der Abhandlung über Freidank

[39]) Z. B. Str. 668, 889, 1423.

3. Eine lange Weise.
II. Str. so folge ich ihm auch gar unverzagt. 5 Heb. gegen 4 des Originals. „Auch" — gegen das Original — ist ganz überflüssig.
5. Tanzweise.
III. Str. der nahe bei Liebe lieblich liegt. 4 Heb.; Original 5.
12. Tanzweise.
III. Str. mit Treuen begehrende auf ihre Füße. 4 Heb.; Original 3.
19. Tanzweise.
III. Str. also wunneclichen huote 4 Heb.
so wonnigliche Huthe. 3 Heb.
20. Tanzweise.
II. Str. und ich ihr doch habe mit Treuen gedienet viel. 6 Heb.; Orig. 7.

Der Reim ist einige Male unkorrekt:
1. Büchlein
234/35 gnadenreich — gnädiglich. Ebenso
2. Büchlein
318/19 Himmelreiche — gewißliche,
369/70 sonderlich — sinnenreich,
Brief der Dame im 14. Kapitel:
gewaltigliche — Reiche,
19. Tanzweise.
IV. Str. minniglich — freudenreich.

Derselbe Fehler noch 30. Tanzweise, V. Str.; 37. Tanzweise II. Str.; 40. Ausreise, I. Str., 57. Lied, II. und IV. Str.
2. Büchlein.
7/8 liegst — giebst.
3. Büchlein. annehmen — geziemen. Ebenso 13. Tanzweise, III. Str. und 26. Tanzweise, V. Str.; ähnlich 53. Lied, IV. Str.
4. Tanzweise. In der zweiten Strophe ist das Reimverhältnis gestört; statt ab ab
ab aa
geringe, trage, gelinge, erringe.

Das 51. Lied hat eine Strophe zu 7 Zeilen, deren letzte mit einem Binnenreim geschmückt ist:

sô dem gefüegen wirt gelônet hô.

Dieser ist in der ersten und dritten Strophe nicht nachgeahmt:

Wenn dem Gefügen wird gelohnet hoch;
Als von der Guten, die ich zur Frauen han.

Bei diesen Erörterungen über die Metrik hat man bereits gesehen, daß Tieck eine Anzahl veralteter Formen und Worte in der Uebersetzung beibehalten hat, getreu dem Grundsatz, den er in der Vorrede zu den „Minneliedern" entwickelt, wohl auch, indem er aus der Not eine Tugend machte. Niemand wird ihm die Berechtigung bestreiten, bei der Uebersetzung der Sprache eine archaisierende Färbung zu verleihen; jeder Dichter hat

ein Recht darauf, Archaismen zu gebrauchen, besonders aber der Uebersetzer altdeutscher Poesie. Wer alles Altertümliche ausscheidet, jede Wendung, sobald sie in der Tagesliteratur erstorben ist, verbannen will, macht die Sprache eintönig und arm. Nun stelle man sich die schwierige Lage vor, in die der Uebersetzer mittelhochdeutscher Dichtungen gerät! Wer sich daran macht, etwa den Vergil zu übertragen, operiert mit ganz neuem Sprachmaterial und braucht sich durch Rücksichten auf die Sprache der Vorlage kaum behindern zu lassen; er zerschlägt die Lautbildungen des Originals und gießt sie in neue Formen um, kann also nach freiem Ermessen über den Ausdruck der Uebertragung verfügen. Bei einem mittelhochdeutschen Text liegt die Sache anders; da gilt es, möglichst viel von der Sprache des Originals mit in die Uebersetzung hinüberzunehmen. Wird nun ein Atom zu viel herübergenommen, so ist vielleicht schon ein Verstoß gegen den Geist der modernen Sprache vorhanden, wenn nicht gar der Sinn empfindlich verletzt und die poetische Schönheit verwischt. Das ist eine gefährliche Klippe, die zu vermeiden Tieck nicht überall verstanden hat. Hier heißt es nun, der Schwierigkeit der Sache entsprechend möglichst liberal und ohne philiströse Engherzigkeit ein Urteil darüber zu fällen, inwieweit Tieck berechtigt war, alte Formen und Worte beizubehalten.

In der Vorrede der „Minnelieder" erklärt der Herausgeber, er wolle der Versform zuliebe eine Anzahl von Worten in der ursprünglichen Gestalt lassen, dann auch, weil in der neueren Sprache diese Gedichte zu viel verlören. Hier steht Richtiges bei Falschem. Richtig ist, daß die mittelalterlichen Gedichte bei der Umsetzung in die moderne Sprache einen großen Teil ihres frischen Reizes einbüßen; falsch, deshalb nun einen ganzen Ballast vermoderter Lautformen mit herüberzunehmen, wie Tieck getan hat. Wenn er dazu noch manche alten Worte der Versform wegen beibehalten will, so stellt er sich eigentlich ein Armutszeugnis aus; denn ein Dichter muß Sprache und Rhythmus so beherrschen, daß er vor derartigen Schwierigkeiten nicht zurückschrickt. Die am nämlichen Orte aufgestellte Forderung, daß der Leser dem Herausgeber auf halbem Wege entgegenkomme, erscheint unbillig; denn der Herausgeber bietet dem Publikum seine Arbeit an und kann nicht verlangen, daß dieses eine halbgare Kost hinunterwürge. Es mögen also alle kleinlichen Bedenken auf Seite gestellt werden, und alles, was der damaligen Zeit noch irgendwie verständlich klang, soll passieren, z. B. Formen, die sich bei Luther, im Kirchenlied oder im Volkslied finden und deshalb der gebildeten Leserwelt noch vertraut vorkamen, wenn sie auch in der Sprache des täglichen Lebens erloschen waren. Solche Formen verleihen, mit weiser Mäßigung verwandt, dem Ganzen einen anheimelnden, altväterischen Anstrich, oder, um mit dem alten Pädagogen Hiecke zu reden [40]) „sie stehen dem Gedichte wie einem alten Schwert ein würdiger Rostfleck." Ebenfalls hat Anspruch auf Duldung, was im Dialekt begründet ist, wie ja auch unsere Neueren es noch halten:

Uhland: „Der wackere Schwabe forcht sich nit."

---

[40]) Löws Monatsschrift, 1849, bei der Besprechung von Uhlands „Siegfrieds Schwert".

Reinick in der Ueberſetzung von Hebel („Der Winter“):

„Und wo ein Mann von weitem lauft“.

Zu verwerfen ſind dagegen:

1) vor allem Formen ohne hiſtoriſche Berechtigung,
2) ſolche, die unſer Sprachgefühl geradezu verletzen, weil der Archaismus ohne jeden Anklang in unſerer gewöhnlichen Lektüre und Literaturkenntnis iſt.

Im einzelnen ſeien folgende Fälle angeführt.

Willkürliche Formen.

Minnelieder.

84, III. Schöneheit.
177, I. freudenereich.
110, V. Unmüſſe. Ebenſo Ulrich 43. Ged., 50. Ged. Beide Male aus Reimnot!
102, V. Weib dat. plur. Das Original hat guot vür ellü guoten wib.
139, IV. ſugeſt = ſogſt.
172, I. Blicken acc. plur. aus Reimnot. Original: blicke.
138, XIV. Die ſüſſen Stimmen nom. sing.

Rother.

2103. Bothſchäften dat. sing. Or. bodescheffe.

Ulrich.

6. Kap. ertöſte.
10. Kap. trügte praet.
3. Büchl. Freunde sing. nom. Aus metriſchen Gründen konſtruiert!
3. Büchl. die Fährte = die Fahrt. Or. verte gen. sing.
3. Büchl. von Euere Hände = von iuwerr hende.

Es folgt nun eine Reihe von Formen, die hiſtoriſche Berechtigung haben, aber dem Charakter des Neuhochdeutſchen zu ſehr widerſprechen und deshalb unſer Sprachgefühl verletzen.

Formen, die gegen unſer Sprachgefühl verſtoßen.

Subſtantiva

in alten Formen.

Ml. 9, III. 210, III. Umbefang.
Aehnlich 26, III. Anefang.
20, II. Schaue. Ebenſo Ulr. 3. Büchl.
20, III. Huthe.
38, I. Lügenere.
Ebenſo Ulr. 3. Büchl. Wunderere.
Beſſer erträglich Ulr. 1. Büchl. Kerkere.
138, XVI. Schone = pulchritudo.

171, I. Schone = pulchra.
56, II. Adelar.
18, III. Rathgebinn = Ratgeberin.
112, VII. Freudengebe = Freudengabe.
Ebenso Ulr. 42. Ged.
116, II. Heiden = der Heide.
Ulr. 1. Büchl. 2. Büchl. Angest.
Brief 12. Kap. und Brief 14. Kap. Königein.
So auch Ml. 127, IV. Ulrich 3. Büchl. Rubein.
11. Singw. Kaiserein. Nach Analogie dieser Formen wäre man versucht, „Pilgerein" (3. Büchl. Ebenso Ml. 190, I) für „Pilgerin" zu halten. Sämtlich dem Reimbedürfnis entsprungen!
Ulr. 6. Kap. Thumvogt, 6. Kap. Dumvogt. Or. beide Mal tuomvogt.
14. Kap. Ember = Eimer. 14. Tanzweise Hoffenunge.
22. Tanzw. Aberillen-Wetter.
24. Tanzw. Nachgebaure = Nachbar.
25. Leich. Hochgezit, in völlig mhd. Form, wegen des Reimes.
Gegen „Hochgezeit" Nl. 3, selbst in der allgemeinen Bedeutung des Mhd., ist nichts zu sagen.

Substantiva

in veraltetem Geschlecht.

Ml. 27, I. 28, II. die Abentheuer. Seit dem 18. Jahrhundert allgemein Neutrum!
Ulr. 1. Büchl. der List. Das fem. bekommt im 17. Jh. die Alleinherrschaft.
6. Kap. und 10. Kap. das Speer. So verschiedentlich! Entsprechend 6. Kap. die Speer plur. Im nämlichen Kapitel „die Speere", weil im Or. spere als gen. plur. steht.
2. Büchl. 49. Ged. das Mähre. 20. Kap. das Mähr. Entsprechend 7. Singw. die Mähre plur.
3. Büchl. der Sitt, kommt nur bis zur Mitte des 17. Jahrh. vor.
28. Kap. Fahne masc. Im 16. Jh. kommt noch „der Fane" vor, süddeutsch mundartlich noch jetzt.
Gerade ein ungebräuchliches Geschlecht verletzt unser Sprachgefühl empfindlich.

Flexion der Substantiva.

Ml. 111, I. Tugende nom. plur.
Nl. 26. die Erbe plur.
Ml. 133, IV. Tugende gen. plur.
138, I. Mägde dat. sing.
138, XII. Brünste dat. sing.
18, IV. Fahrte gen. sing.
Solche altertümlichen Flexionsformen von femininen i-Stämme finden sich häufig.
Nl. 97. Burge dat. sing.

Ulr. 2. Büchl. Aechte dat. sing. von „die Acht".
6. Kap. die Helm nom. plur.
41. Gedicht. Munde gen. plur.

Alte Lautformen.

Von Adjektiven und Fürwörtern.

Auffällig ist vor allem das Beibehalten des alten **e** an Stellen, wo wir synkopiert oder apokopiert haben, z. B. schädelich, vollekommen, etewas, geleiche, sicherliche. Völlig mhd. klingt

Ulr. 2. Büchl. untröstebere.

Dann ist häufig das alte i in Endsilben, besonders lich. diphthongiert, z. B.

güldein, heimeleich, minnigleich, löbeleich; meist wegen des Reimes! Gänzlich ungehörig sind für unser Gefühl

Ml. 49, II. gewaltigleiche,
184, I. herzigleiche.

Flexion der Adjektiva und Pronomina.

Ml. 1, I. 138, VIII. süssen. sing.
96, V. Heren. sing.
176, I. die schönen, die lieben sing.

Diese Formen können zu leicht als plur. aufgefaßt werden

Ml. 77, I. ihme.
R. 2372. deme dat. sing. art.

Adverbia von Adjektiven.

Die alten Endungen l i c h e und l i c h e n sind bis zum Ueberdruß gebraucht: tapferliche, lachenlichen ꝛc. Am unangenehmsten klingt

Ml. 304. viel sehre furchtbarlichen.

Völlig mhd. sind

Ulr. 36. Tanzw 55. Ged. ferre.
Ml. 133, V. 155, II. nahen.
Ulr. 1. Büchl. schone.

Selbständige Adverbia.

Wie allenthalben fällt auch hier der allzu reichliche Gebrauch des Endungs-e auf und stößt stellenweise geradezu ab. So wirkt das ewige „sehre" fast humoristisch, wie bei Heine:

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang;
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Ein wahres Monstrum ist

Ml. 45, III. allersehreste.

Zu vermeiden waren ferner:

Ulr. 3. Büchl. alsus.

Ulr. 21. Kap. bint; „heint" und „heunt" kommen noch dialektisch vor.

Partikeln.

Mit dem alten Suffix-e finden wir „umme", „auffe", „abe", „mitte" = mit ꝛc. Ganz mhd. klingen
Ml. 13, III. 186, III. umbe,
Ulr. 10. Tanzw. ahne,
Ulr. 10. Kap. 11. Kap. weicha, weich.

Verba.

Alte Lautformen.

Ueber Formen, wie „gahn", „stahn", „han", die häufig vorkommen und meist aus Reimbedürfnis gewählt sind, könnte man wohl wegsehen. — Unangenehm machen sich „schamen", „beleiben", „gelauben". Dagegen können
Ml. 5, III. 122, II. schwachen = schwächen,
58, XII. gedarf = darf,
64, I. läuget = leugnet,
Ulr. 25. Leich. la'n = lassen,
Ulr. 9. Singw. 27. Tanzw. missehagen (leicht durch „mißbehagen" zu ersetzen),
2. Büchl. schmeichen.
Brief 12. Kap. schmahen,
in einem nhd. Text nicht mehr geduldet werden.

Alte Flexionsformen.

Ulr. 27. Tanzw. stiehl 1. sing.
Ulr. 2. Büchl. tog = touc, valet.
Ml. 42, IV. 218[b] II. } er gann.
Ulr. 2. Tanzw. }
Ulr. 57. Ged. ich gann.
Ml. 20, IV. 211, II. } pfliget = solet.
Ulr. 3. Weise }
Aehnlich Ulr. 3. Weise wiget = movet.
Ulr. 3. Büchl. müge, tüge. coni. praes.
Ulr. 25. Leich. litt = lit, gi't = git. Formen wie im Kölner und Schweizer Dialekt; im Reim zu „Hochgezit".
32. Tanzw. lat = läßt.
Ml. 127, VIII wag = wog.
Ml. 181, II. gezam = ziemte.
Ml. 298. reit,
304. schneidt,
Ulr. 1. Büchl. erstreit, veraltete Präteritalformen.
Ml. 74. rächte.
Ml. 114, II. funde
114, III. bunde } Konjunktivformen.
138, XVI. kunnte
Ebenso Ulr. 45. Ged.
Ulr. 3. Büchl. töchte.

Ulr. 1. Büchlein. ungescheiden. Wir haben ja noch die alte Partizipform in „bescheiden", das aber niemand mehr als Partizip auffaßt.

Gegen die Synkope des **e** in der Endsilbe schwacher Verba mit Dental im Stammauslaut, wie z. B. verwundt, bekleidt, ist nichts einzuwenden. Die volkstümliche Poesie erlaubt sich diese Verkürzung mit größter Freiheit. Ebenso ist der häufige Gebrauch des alten Rückumlauts an sich nicht verwerflich, z. B. gesatzt; manche Dialekte, z. B. der ripuarische, verwenden ihn noch heute sehr ausgiebig. Oft bekommt jedoch dadurch ein Wort eine solche Gestalt, daß die Herkunft der Form für den Laien kaum noch erkennbar ist, z. B.

Ml. 18, I. 127, I. gestalt = gestellt. (Besonders bei dieser Orthographie!).

Ulr. 42. Ged. versparrt.

Ml. 203, I. Ulr. 12. Tanzw. behuth = behütet.

Ulr. 25. Kap. verschwandt. Ulr. 16. Kap. sogar „verschwand" geschrieben; oder hat Tieck hier verswant irrtümlich als praet. von verswinden gefaßt?

Ebenso ist der Rückumlaut nicht zu gestatten, wenn eine Verwechselung nahe gelegt wird, z B.

Ml. 76, I. 152, I. erlost = erlöst,

Ulr. 30. Ged. vorgezahlt = gezählt.

Ml. 107, III. lächelnde,
142, II. ummesehende } als unflektierte Formen!

Sogar das alte gerundium wärmt Tieck stellenweise wieder auf:

Ml. 113, 164, II. 208, V. zu sehene.
38, II. zu küßene.

Also ein großer Ballast von überflüssigen, teilweise direkt abstoßenden Archaismen, der ruhig über Bord geworfen werden konnte! Tieck hat sich in der Tat nicht immer genügend bemüht, dem modernen Sprachgefühl gerecht zu werden, besonders nicht in den „Minneliedern". An manchen Stellen erweckt die „Bearbeitung" der Minnelieder das Gefühl, als ob man eine völlig schematische Umsetzung des Urtextes in die nhd. Lautgestalt vor sich habe, wobei also die Arbeit des Übersetzers lediglich in der Vornahme der Diphthongierung des i ü iu, der Monophthongierung des ie uo üe und ähnlicher bekannter Erscheinungen bestanden hätte. Die glatteste Form zeigen die „Nibelungen".

Bezüglich des Wortschatzes ist der Grundsatz Tiecks nach der Vorrede der „Minnelieder": „Worte, die unserer Sprache unverständlich sind, sind weggeblieben, nicht aber solche, die wir noch, nur in einem etwas veränderten Sinne gebrauchen, oder deren Bedeutung sich aus der Analogie leicht erraten läßt." Hat Tieck hier immer das rechte Maß gehalten? Auch diese Frage ist äußerst schwierig und muß jedenfalls ohne Pedanterie behandelt werden. Wollten wir J. Chr. Adelung, dem damals hochangesehenen Grammatiker, glauben, so müßte die ganze Tiecksche Übersetzungstätigkeit verdammt werden. Er schreibt[41]): „Veraltete Wörter sind als

[41]) Magazin für die Deutsche Sprache. (Ersten Jahrganges erstes Stück, 1782.)

ein Auswurf anzusehen, der in das Ganze nicht mehr paßt", und weiter im zweiten Stück: „Es ist unbillig und wider die Absicht der Sprache, dergleichen Auswurf mancher Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen, d. i. einmal veraltete Wörter, Formen und Verbindungsarten wieder in den Gang bringen zu wollen." Gegen ihn trat jedoch schon damals ein ebenbürtiger Gegner in die Schranken, Wieland. Er verwirft vor allem die Anmaßung, mit der die Sprache einer Provinz, Obersachsens nämlich, als allgemein bindende Norm hingestellt werde, und hebt den Wert der älteren Dialekte hervor, die immer noch in Fällen, wo die Schriftsprache versage, als Ergänzung herangezogen werden dürften[42]). Dezember 1782 schreibt er dann in Fortführung dieser Fehde: „Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache. Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie einzige sei, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viel andere Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo er's braucht, grade die einzige Farbe, die zu einer bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt." Wieland hat damit ein sehr gesundes Urteil ausgesprochen, das sich besonders jeder Übersetzer mittelalterlicher Dichtung zur Richtschnur nehmen könnte. Er braucht durchaus nicht alle altertümlichen Worte, Redewendungen und Konstruktionen peinlich zu vermeiden; denn dadurch erhält die Übersetzung erst ihre Würze. Aber — conditio. sine qua non — sie müssen, wenn auch im Volksmunde und in der Tagesliteratur erloschen, noch so in der Erinnerung sein, daß sie von dem Gebildeten ohne langes Kopfzerbrechen begriffen werden. Man darf sogar m. E. in der Toleranz stellenweise noch einen Schritt weiter gehen und selbst völlig vergessene Worte zulassen, die als Fachworte unentbehrlich sind. Dazu gehören die verschiedenen Ausdrücke des Rittertums und des Turnierwesens, die besonders im „Frauendienst" sehr häufig vorkommen: Maße, Stete, Buhurt, Tyost, Poinder, Hurt, Puneis, Kroier, Ziemier, Schapel, Halsberg, dann Personifikationen wie „Frau Melde" und „Frau Selde"; auch „Fuge" kann man trotz der naheliegenden Verwechselung wohl hingehen lassen. Freilich hätte der Herausgeber gut getan, bei den weniger bekannten Worten in irgend einer Form eine Erklärung beizufügen[43]). Verwerfen muß man dagegen solche Worte, die völlig unverständlich sind, besonders wenn sie leicht durch neuere hätten ersetzt werden können. Hierin hat Tieck nun häufig fehlgegriffen. Schon der Rezensent der Allgemeinen Literaturzeitung 1806 hebt hervor: „Vielleicht hätte er, ohne dem Geiste (des Originals) zu nahe zu treten, — — — von zu alten nicht gerade charakteristischen Wendungen noch mehr aufopfern können." Es folgt eine Anzahl bemerkenswerter Fälle von unberechtigten

[42]) Teutscher Merkur, 1782 Nov.

[43]) Es war übrigens ein glücklicher Griff von Tieck, diese alten substantiva abstracta auf e (Maße, Stete, Reine, Schöne, Müde, 2c.) beizubehalten statt der entsprechenden auf heit; denn sie klingen weit einfacher und poetischer, sind auch ursprünglicher als die Bildungen auf heit, die m. W. erst die Mystiker in so ausgedehnten Gebrauch gebracht haben.

alten Worten, Wendungen und Konstruktionen, in der Einteilung, wie sie die Elementargrammatik an die Hand gibt.

Ausgestorbene resp. veraltete Worte.

Substantiva.

Ml. 8, III. 104, IV. Übergulden resp. Übergulde Ulr. 31. Ged. = Krone (im übertragenen Sinne). Der Kritiker der Allgem. Lit.-Ztg. 1806 griff dieses Wort bereits an.

Ml. 21, V.
46, III.
208, III.
Ulr. 12. Kap. } Ungemüthe = Mißstimmung.

Ml. 45, I. Gebere = Benehmen.
Ml. 281. Gereite.
R. 2214. Wigand.
R. 2417. Die Verhaften, in Nachbildung des mhd. die haftin = die Gefangenen.
R. 2497. wan der verchmâge als der Bothen Magen.

Tieck scheint den Sinn des Verses verstanden zu haben, wenn ihm auch verch = got. fairhwus unklar geblieben ist; aber Mage ist doch wohl nur dem Germanisten verständlich. Ebenso Ulr. 4. Kap. einer meiner Mage.

Ulr. 2. Büchl. Ungehabe = Schmerz, Unbehagen.
Die Fleh.
Die Droh. Ebenso Ulr. 35. Tanzw.
Ulr. 2. Büchl. Gelasse = Betragen. Ebenso Ulr. 32. Tanzw.
Ulr. 20. Kap. Das Gedrang. Landschaftlich noch vorhanden.
10. Kap. „Holiblaser" (Or. holeblaser) und 20. Kap. „Sumber" waren doch leicht durch „Flötenbläser" und „Pauken" zu ersetzen.

Ulr. 10. Kap. 11. Kap. rise hätte Tieck getrost durch „Schleier" übersetzen können. „Rise" — sonderbarerweise masc., mhd. diu rise — ist jedenfalls unverständlich.

Ulr. 11. Kap. Diech = Oberschenkel, zwar noch in alten Liedern vorhanden, aber nicht mehr verständlich

Ulr. 20. Kap. Tageweide = Tagereise.
Ulr. 21. Kap. Kerzstal = Kerzengestell.
Ulr. 3. Büchl. Bejag = Preis.
Freise = Gefahr.
Ulr. 3. Büchl. Missewande
17. Tanzw. Missewende } = Makel.
Ulr. 3. Büchl. das Gezog = Gefolge.
Achte = Art und Weise.
Die Trachte = das Ermessen.
Ulr. 16. Ausreise, Gewete
55. Ged. Wete. } Gewand.

Ulr. 29. Reye. Meil = Makel. Ml. 214, IV. ist das Wort nicht verstanden.

Adjektiva.

Ml. 18, V. unwendig = unwiderruflich.
Ml. 43, I. unendehaft = zu keinem Ziele führend.
Ml. 70, III. lachelich = freundlich.
Ml. 85, I. röselicht = rosenfarbig.
R. 1947. theuerlich = kostbar.
R. 1952. frommliche = brav, hier wohl = freundlich.
R. 2078. gezogenlich = artig.
Ulr. 6. Kap. gezogentlich, lautlich mehr dem nhd. Charakter angepaßt.
Ulr. 1. Büchl. unhofebere = nicht hoffähig.
Ulr. 2. Büchl. waisenbere.
Ulr. 2 Büchl. unverdacht = ahnungslos.
Ulr. 12. Tanzw. an Freuden der Frute.
18. Sangw. unfrut.
Ulr. 18. Sangw. wehrlich = dauerhaft.
Ulr. 33. Tanzw. gemeit = fröhlich.
Ml. 21, III. / 45, IV. } klein. } adverb. = wenig.
Ml. 103, I. / 129, IV. / Ulr. 1. Büchl. / 30. Tanzw. } kleine. } adverb. = wenig.
Aehnlich Ulr. 3. Büchl. große = sehr, viel

Selbständige Adverbia und Partikeln.

Ulr. 2. Büchl. sider = später, seitdem.
Ml. 19, III. 30, IX. seit = seitdem.
Ml. 179, I. bevore = vorher.
Ulr. 58. Ged. sam = als ob. Ebenso
Ulr. 2. Tanzw. alsam.
Ulr. 12. Tanzw. zuwahre.

Verba.

Ml. 18, II. wilden = fremd sein, fehlen.
Ml. 21, II. beringen = durch Kampf erobern.
Ml. 64, I. 85, III. / 91, II. 171, II. } verschmahen = verächtlich sein.
Ml. 70, I. ersterbet = getötet.
Ml. 102, I. gelieben = lieb sein.
Ml. 119, II. wie sie von ihrer aller Schöne brach = leuchtete (mhd. brëhen).
Ml. 129, I. erwinden = aufhören. Ebenso Ulrich 24. Tanzw.
139, III. erwinden = zum Aufhören bringen.
So auch R. 2345, erwenden.
Ml. 133, III. ansiegen c. dat. Aehnlich:

Ulr. Brief im 14. Kap. 35. Tanzw. angesiegen.
Ml. 176, III. befahen = bedenken.
Ml. 83, I. schwachen = schwach sein, schwinden.
Ulr. 1. Büchl. sich vergahen = sich übereilen.
Ulr. 6. Kap. verbugen = buglahm machen.
Ulr. 6. Tanzw. gesinnen = bedacht sein, hoffen.
Ulr. 2. Büchl. wenken, trans.
3. Büchl. wenken von etwas intrans. = unbeharrlich sein.
Ulr. 11. Kap. leisieren = das Roß laufen lassen. Im Mhd. selbst Lehnwort!
Ulr. 13. Kap. bestraufen = im Streifen verletzen.
Ulr. 3. Büchl. muthen = begehren.
Ulr. 14. Tanzw. lieben intrans. = lieb sein.
Ulr. 23. Tanzw. unfugen und gewalten.
Ulr. 41. Ged. betagen = an den Tag bringen.
Ulr. 53. Ged. weiben = einem Weibe anstehen.
Ulr. 55. Ged. reichen = reich werden. Sonst sind diese einfachen, alten Bildungen wie „alten", „verschönen" durchaus empfehlenswert.
Ulr. 18. Kap. gefurret = gefüttert; dies war doch sicher zu vermeiden, während gegen „gegattert" (mit gatterähnlichem Muster versehen) nichts einzuwenden ist.
Ulr. 21. Tanzw. unverkoren = unvergessen.
Ulr. 25. Kap. gezegelt = mit Trotteln versehen.

Ausgestorbene resp. veraltete Redewendungen.

Am auffälligsten ist der unbedenkliche Gebrauch des phraseologischen Ausdrucks „Leib" als Umschreibung für „Person", z. B. „minnereicher Leib" (in der Anrede für die Frau). In manchen Fällen ist nichts dagegen zu sagen, z. B. Ulr. 27. Tanzw.

— — — gute Weib,
denen immer dienen muß mein Leib.

Passend ist auch Ulr. 46. Ged.
Ich bin alles das gewährt
Mit der Tugendreichen, das mein Leib zu Freuden begehrt;
die voraufgehenden Lieder zeigen nämlich, daß sich Ulrich diese Freuden sehr körperlich denkt.

Nicht zu dulden ist dagegen Ulrich 4. Kap., wo der junge Ulrich zu seiner Auserwählten spricht: „Denn wie kann ich jemahls etwas so edles gewinnen, als Euren reinen, süssen Leib." Diese Uebersetzung macht den Eindruck, als ob der Ritter gleich bei der ersten Werbung ganz unverhohlen den wenig platonischen Charakter seiner Liebe betonen wolle.

Der unangenehmste Fall ist wohl Ml. 206, IV. ihr Leib Tugende voll. Man denkt bei dem vollen Leibe unwillkürlich an einen vollgepfropften Magen!

Auch der Gebrauch des mhd. beide-und (wie englisch both-and) wird immer wörtlich beibehalten:

Ml. 1, IV. beides geächtet und im Bann.
9, II. beide Blumen und Schnee.
Ml. 232. so beide Leute wie auch Land.

Diese Konstruktion ist kaum zu beanstanden; denn dem das Versmaß beibehaltenden Uebersetzer müssen Füllworte ebenso gut zugestanden werden wie dem Original. Uebrigens kann man sie noch bei Luther finden, z. B. beide Tag und Nacht. Dagegen ist nicht zu empfehlen

Ulr. 1. Büchl. beyde zu nieder oder zu krank.
Ml. 2. V. thut Genaden Rath = läßt Gnade zuteil werden.
Ml. 9, II. Genade an jdm. begahn = Gnade zeigen.
Ebenso Ulr. 23. Tanzw. Treue begahn an jdm.
22. Kap. Güte begehen.
8. Tanzw. gut an jdm. begahn.
Ml. 15, II. sehnende Sachen = Liebesleid.
Ml. 18, I. reichlich süsse Weise = herrlich süße Weise. Tiecks Worte klingen wie „hinreichend süße Weise".
Ml. 18, III. Ulr. 31. Schein thun = zeigen. Ebenso
Ml. 97, I. Schein geben.
Ml. 29, II. 44, III.
136, VIII. 192, I.
Ml. 66.
Ulr. 2. Büchl. 11. Singw. 24. Tanzw.
} Schein werden = sich zeigen.
Ml. 23, IV. ein Neigen sei der Guten dar = dargebracht.
Ml. 24, II. hat's jemand Wahn = glaubt das jemand.
Ml. 25, II. so ist ihre sanfte damitte = dabei bleibt sie ruhig.
Ml. 25, IV. da war dir zu gach = da warst du zu schnell.
Ml. 27, II. allzulange ein Theil = ein wenig.
Ebenso 180, III. ein Theil zu ferne.
Ulr. 1. Büchl. Und wär sein nicht ein Theil zu viel.
Ml. 39, XIII. wenig jemand = niemand.
Ml. 36, I. aller Freuden verirret = beraubt.

Ml. 38, II. Genade verbinden. Darunter kann sich niemand etwas vorstellen. Der Sinn dieses mhd. verbinden ist wohl: zubinden, verbergen.

Ml. 49, I. nun hast du doch Mannes Bilde = nun bist du doch ein Mann. Diese Umschreibung ist nhd. ebensowenig zulässig wie die mit „Leib".

Ml. 50, III. Der mein Herze sank = sich neigte.

Ml. 52, II. viel sehneliches Jammer = Schrecken rauschet in dem Herzen mein.

Ml. 58, VI. „Dienstliche Treue", vom Minnedienst gebraucht, macht einen unfreiwillig-komischen Eindruck.

Ml. 75, II. sie ist an allen Tugenden klar = sie strahlt im Glanze aller Tugenden.

Ml. 75, III. Doch laß ich es auf den Sinn = in dem Gedanken.

Ähnlich Ulr. 101. Das thue ich auf solchen Mut, als wenn = in der Gesinnung.

Ml. 83. I. befreit von den höchsten Freuden. „Beraubt" wäre am Platz gewesen. Ebenso 87, III. Der Herzeliebe frei.

Ml. 96, III. nach Freuden ungesund = krank vor Sehnsucht nach Freuden.

Ml. 90, I. riet mich an die Minnigliche.

Ml. 91, I. freut euch zu dem Meyen.

Ml. 127, I. Du trägst ein Herz so feste auf meinen Verlust, Wie soll die Sitte an dir zergahn? = Du bist so sehr auf meinen Schaden bedacht, wie sollst du diese Gesinnung aufgeben?

Ml. 144, V. an euch es mir wirret = ihr macht mir Kummer.

Ml. 154, I. Der ist rechter Freude gar ein Kind Das könnte höchstens aufgefaßt werden: Der ist rechter Freude teilhaftig, wie man auch sagt: Er ist ein Kind des Todes. Es soll aber heißen: Der ist in rechter Freude unerfahren wie ein Kind. Es ist übrigens fraglich, ob Tieck die Stelle verstanden hat.

Ml. 156, I. an Freuden zergeht mein Leib = ich verliere die Freude.

Ml. 157, II. an Freuden alleine = freudlos.

Ml. 170, II. sie gewann nach mir noch nie einen langen Tag = der Tag ward ihr noch nie vor Sehnsucht nach mir lang.

Ml. 179[a], III. Liebe befaht mich = ergreift mich.

Ml. 180, I. Dahin staht, wo man seiner Gnaden hat = dorthin geht, wo man ihm Gnade schenkt.

Ml. 189, III. so nehmen ihre Augen hin, was ich auf Gnade sollte sprechen dar = so nehmen ihre Augen die Worte weg, mit denen ich um Erhörung bitten sollte.

Ml. 196, II. von Freuden ferne thun.

Ml. 260. Genaden sagen = Dank sagen.

R. 2231. ich will auch immer Jungfrau gahn = Jungfrau bleiben.

R. 2401/02. Doch soll die Edelkeit dein mit samt mir getheilet sein = dein Edelmut soll mir zu gute kommen.

R. 2437. er war von dem Leibe gethan = war kraftlos geworden.

Ulr. 2. Tanzw. von Schulden = mit Recht.

Ulr. 1. Büchl. meinen begehrenden Willen, den ich trage gegen ihre Gnade manche Tage. Wörtlich nach dem mhd. Sinn: meinen begehrenden Willen, der nun schon manche Tage auf ihre Gnade hofft.

Ulr. 3. Weise. wie dumm ich sei der Tage, ich sey doch wohl so sinnegreis. Darunter kann man den gemeinten Sinn wohl kaum verstehen: Wie jung ich sei an Jahren, ich sei doch so gereift — —

Ulr. 1. Büchl. klein, was in der Sonne fährt. Wiederum wörtlich nach dem Mhd. Der Sinn ist: klein wie ein Sonnenstäubchen.

Ulr. 1. Büchl. seit ich zu Bothen gedachte dein = dich als Boten erwählte.

Ulr. 1. Büchl. ich will ihn nimmer des vertreten, nein, er leide Buße = ich kann nicht umhin, ihn Buße erleiden zu lassen.

Ulr. 7. Kap. sie hat ihre Zucht gegen mich gethan = sie hat sich wohlgezogen gegen mich benommen.

Ulr. 7. Singw. Dem wird selten Kummers Buß = er wird nicht v. K. erlöst. Ebenso 14. Tanzw. der Sorgen Buß.

In etwas anderer Bedeutungsnuance Ulr. 27. Tanzweise. Davon wird Ehren-Buß = sie wird vernichtet.

Ulr. 27. Tanzw. durch Gut = in guter Absicht.

Ulr. 2. Büchl. ein Mähre, das ich wohl sanft entbehre = eine Sache, auf die ich gern verzichte.

Ulr. 2. Büchl. sie geruht allzu kleine Treue = sie bekümmert sich allzu wenig um die Treue.

Ulr. 2 Büchl. was ihr wäre gegen mir gedacht = wie sie über mich dächte.

Ulr. 2. Büchl. Rath gegeu wertes Weibes Hulden: — — für w. W. H. —

Eine poetische Uebersetzung dieser in allen möglichen Variationen vorkommenden Präposition ist allerdings manchmal sehr schwer.

Ulr. 17. Kap. übel haben. Or. für übel!

Ulr. 11. Singw. das will ich immer besorgende sein. Entsprechend Ml. 25, V. daß sie dich lobende sein.

Ulr. 20. Kap. mit Hause sitzen = hausen.

Ulr. 21. Kap. ich kam zum Theil zu meinen Witzen wieder = zur Besinnung. Eine sehr unglückliche Nachahmung des mhd. Ausdrucks! Das Original hat übrigens ze witzen. Ebenso

Ulr. 22. Kap. seine Witze brachen ihm. Or. die witze.

Ulr. 22. Kap. die Sinne verwandeln = von Sinnen kommen.

Ulr. 3. Büchl. ich war eines ein Gast = ich war von etwas ausgeschlossen. „Gast" ist hier ähnlich gebraucht wie Ml. 154, I. „Kind".

Ulr. 3. Büchl. unbewahrt Ehren und Seligkeit = geschädigt an.

Ulr. 3. Büchl. alles her = immer bisher.

Ulr. 3. Büchl. die Fahrt schicken = einrichten, sich z. F. anschicken.

Ulr. 3. Büchl. ich bin des viel unbetrogen.

Ulr. 19. Tanzw sich bewegen. c. gen. = verzichten.

Ulr. 22. Tanzw. denen soll mein Lob ungemeine sein = die sollen nicht teilnehmen an — —.

Ukr. 23. Tanzw. Schloß ob aller Würdigkeit = Schlußstein, Krone aller Würdigkeit, ähnlich gebraucht wie übergulde.

Ulr. 24. Tanzw. irre fahren c. gen. = verlieren.

Ulr. 25. Leich. ich gewanke nimmer Wank.

Ulr. 26. Kap. ich mag wohl vor ihm genesen = mich vor ihm retten.

Ulr. 50. Gedicht. für die Sonne hoh = ob der Sonne.

Ulr. 55. Ged. Junge und Alte hebst du unhoh = lässest du gleichgiltig, in verunglückter Nachahmung der mhd. Phrase: mich hebet unhô eines dinges.

Ulr. 57. Ged. ein Mahl (= Flecken) gewinnen, wie Ml. 60 Not gewinnen.

Ulr. 1. Büchl. Hat aber mich mein dummer Gedank
An Stehlen oder an anderem Krank
Verleitet gegen der Frauen mein — —.

Ulr. 58. Ged. mancher dumme Leib die lange Klage mir zu Gute nicht gar verfaht = anrechnet.

Veraltete syntaktische Konstruktionen.

Syntax des Nomens.

Es fällt sofort ein eigenartig freier Gebrauch des Genetivs auf.
Ml. 20, IV. gewaltig mein = gebietend über mich.
40, II. guten Willens stete = fest in gutem Willen.
185, I. wie soll mir freudeloser Tage Rat werden. Ebenso
Ml. 220. des war — kein Rath.
R. 1977. des hättet ihr minder Sünde.
Ml. 85, III. guter Freunde abstahn.
147, I. wohl mir der Stunde.
Ml. 176. des wollte ihnen nicht folgen.
Ml. 341. was sein der König wollte.
R. 2205. dein hat gebeten.

In diesen Fällen ersetzt kausaler resp objektiver Genetiv einen Präpositionalausdruck und wirkt entschieden poetischer als ein solcher. Auch Konstruktionen wie
Ml. 101, III. Wahnes erwachen,
102, I. der großen Trauer krank,
78, I. erlassen einen eines Dinges,
Ulr. 1 Büchl. sich Zornes maßen,
mögen angehen. Aber unerlaubt erscheinen z. B. einen eines Dinges rauben, einen eines Dinges gewähren.

Ebenso Fälle wie
Ml. 3, III. machen mich Sorgen baar,
46, I. heilet mich Wunden,
in denen die Genetivform nicht zu erkennen ist.

Verschiedentlich verdreht Tieck diese altertümliche Konstruktion in den Akkusativ. Z. B.
R. 2108. das heißt dich meine Fraue mahnen.
Ulr. 16. Kap. } das mag wohl Rath werden.
25. Leich. }
(Uhland Graf Eberhard: des mag noch werden Rat.)
Ulr. 3. Büchl. das bereit.

Dies ist eine bloße Willkür Tiecks und selbstverständlich zu verwerfen.

An einzelnen Stellen setzt der Übersetzer einen ganz unpoetischen Präpositionalausdruck statt des Genetivs:
Ulr. 7. Singw. über die Rede war ich von Herzen froh.
10. Kap. von edlen Steinen voll.

Der kühne Gebrauch des genetivus partitivus kann im allgemeinen keinen Anstoß erregen:

Ml. 133, IV. was hoher Tugende.
Nl. 88. was schneller Degen.
Ulr. 14. Tanzw. was lieber Dinge.

Nicht zu empfehlen Ml. 133, VI. was Frauen, weil nicht als genet. sing. erkennbar.

Ulr. 2. Büchl. nicht Mannes = kein Mann,
10. Kap. nicht anderes Harnisches,

können auch nicht geduldet werden; denn mit den singularen Substantiven „Mann" und „Harnisch" ist für uns absolut kein Partitivbegriff mehr zu verbinden, und dann ist „nicht" = nihil nhd. ganz unmöglich.

Einzelnes fällt beim Gebrauch der Präpositionen auf. „Gegen" regiert fast durchgängig den Dativ, der in oberdeutschen Dialekten freilich noch heute allgemein gebraucht wird, aber in der Schriftsprache sich zuletzt bei Lessing findet.

Eine unangenehme Empfindung erweckt

Ml. 134, I, sie hat an mir gewandt ihren Zorn.

Den Akkusativ statt des Dativs hat Tieck vereinzelt bei verfahen = nutzen, z. B. Ulr. 14. Tanzw.; dann auch bei dem Ausdruck wohl mich c. gen., z. B.

Ulr. 3. Büchl. wohl mich meiner Fahrt,

Noch schlimmer, weil willkürlich ist Ulr. 32. Tanzw. wohl mich das Gelingen. Der Akkusativ statt des Genetivs ähnlich wie bereits erwähnt (das mag wohl Rat werden ꝛc.)

Zu erwähnen sind noch einige Freiheiten im Gebrauch der Pronomina.

Ml. 162, IV. ihme } sibi
Ulr. 43. Ged. ihm }

Luther schreibt zwar noch „er helfe ihm selber",

in einem Text des 19. Jahrhunderts ist derartiges aber nicht mehr gestattet.

Ulr. 2. Büchl. mein selbes Both,
25. Leich. sein selbes Leib.

Die Verbindung des Artikels mit dem Possessivpronomen macht ebenfalls einen sehr störenden Eindruck:

Ml. 16, I. der meinen lieben Frauen.
30, V. den deinen Leib.

Nl. 283. die seinen Mann.
189. die ihre Schönheit.

Durch nhd. unerlaubte Anwendung schwacher Deklination beim Adjektivum fallen auf

Ulr. 1. Büchl. ein Dumme,
3. Büchl. ich Kranke (masc.)

Syntax des Verbums.

Verschiedentlich hat Tieck nach dem Vorgang des mhd. Originals beim Verbum das Personalpronomen ausgelassen, das im vorhergehenden Satzglied in anderem Kasus vorkommt:

133, I. Dem wachset nimmer graues Haar und wird auch aller Sorgen frei.

136, VII. das ist mir weh, und dulde mannichen Schmerzen.

Ulr. 1. Büchl. so steht fürwahr mein Freude hoh u. bin auch immermehre froh.

Derartige Konstruktionen kommen bis in die nhd. Zeit vor, z. B. Luther Ev. Luc. 7, 13:

Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr.

Sie sind ja auch ohne weiteres verständlich und darum zuzulassen. Dagegen ist unklar und deshalb nicht zu dulden

Ml. 37, I. den hab ich erwählt, nun sei auch mein.

Uebel klingt für uns

Ml. 30, XV. wer sie rechte locket, so suchen sie den Mann,

und Ulr. 54. Ged. wer das thut, das ist ein gut Gedank,

wo der verallgemeinernde Relativsatz wie ein Konditionalsatz fortgeführt wird, wenngleich auch dies sich noch vereinzelt bei Luther findet, z. B. Ev. Luc. 12, 21:

Also gehet es, wer Schätze sammelt.

Konstruktionen wie

Ml. 26 V. ohne die mich so bezwungen hat = ohne die, die m. b. h., und die constructio ad sensum

Ml 112, III. manches Wort, die — gahn, widerstreben ebenfalls unserem Sprachgefühl.

In den hier erwähnten Fällen hat Tieck entschieden die Grenze des Erlaubten überschritten. Der gebildete Leser kann verlangen, daß man ihm eine Uebersetzung in einer Sprache vorlegt, die er mühelos versteht.

Freilich haben sich damals Kenner wie Jakob Grimm und Docen mit einer „solchen schätzbaren Akkomodation“[44]) einverstanden erklärt. Aber in diesem Falle können wir ihr Urteil nicht für maßgebend halten, da damals noch keine Möglichkeit eines Vergleiches geboten war, höchstens mit den allzu stark modernisierten Nachbildungen von Gleim und Hang, denen gegenüber Tiecks Arbeiten immerhin den Vorzug größerer Ursprünglichkeit besaßen. Mit der Bemerkung, daß von der Hagen in seiner „Erneuung“ und Uhland in seinen literarischen Abhandlungen, über Walther von der Vogelweide z. B., nach den gleichen Grundsätzen verfahren seien, kann Klee unsern Autor nicht entschuldigen; denn Hagens Bearbeitung der Nibelungen ist durchaus keine Musterleistung und entspricht so wenig dem Charakter des Neuhochdeutschen, daß der Herausgeber selbst ein Lexikon für unentbehrlich hielt, und Uhlands Übersetzungen sind nicht selbständige Gedichtausgaben, sondern stehen verstreut in gelehrten Arbeiten, sind überdies hier und dort von erklärenden Bemerkungen begleitet.

[44]) J. Grimm im Neuen Literarischen Anzeiger, 1807.

Schlimmer noch als diese veralteten Worte und Wortkomplexe — der Bedeutung, dem Gebrauch nach veraltet, während es sich im vorhergehenden Abschnitte lediglich um die lautliche Form handelte — sind solche Ausdrücke, die im Neuhochdeutschen einen „etwas veränderten Sinn" gewonnen haben.

Wörter mit Bedeutungen, die dem Nhd. fremd sind.

Substantiva.

Ml. 18, V. 27, I. 97, IV. } Arebeit, Arbeite = Leid.

Ml. 71, II. in sehnenden Reuen.

Ml. 89, I. die Reihe = der Reigen.

Ml. 138, VIII. braucht der Uebersetzer von Maria das Wort „Dirne", wie es im Original stand.

Ml. 127, IV. Fremde = Entfremdung, Meiden.

Ml. 157, III. Pflicht zu etw. = Anteil, Gemeinsamkeit.

R. 1978. Die Abgründe, in freier Nachahmung des mhd. daz afgrunde (Plural wegen des Reims) = Hölle.

Ulr. 1. Kap 2. Büchl 54. Ged. Wandel = Wandelbarkeit, Untreue.

Ulr. 1. Kap. 22. Kap Wahn = Hoffnung (so beständig!)

Ulr. 1. Büchl. Recht = Pflicht.

Ulr. 8. Kap. Gewerbe = Werbung.

Ulr. 15. Kap. 17 Kap Schimpf = Scherz. Kommt im Nhd. noch vereinzelt so vor, aber nur in den Zusammensetzungen „Schimpf und Scherz" und „Schimpf und Ernst"

Ulr. 17. Kap. 18. Kap. Zucht = Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, ist wohl angängig; nicht empfehlenswert Ulr. 23. Kap. Unzucht = Unfreundlichkeit. Ebenso kann man hingehen lassen

Ulr. 11. Kap. züchtiglich = freundlich. Dagegen macht

Ulr. 18. Kap. „da wurde mit züchtigen Sitten des Gutes viel verschwendet" einen geradezu humoristischen Eindruck.

Ulr. 24. Kap. Lied = Strophe, also völlig im Sprachgebrauch des Mittelhochdeutschen:

die Lied (die Tanzweise, die Ulr. der Dame geschickt hatte) däuchten ihr mit Recht gut und daß jeglich Lied sprach Hoher Muth, darüber lächelte sie.

Daher heißt Lied in unserem Sinne „die Lied". So auch

Ulr. 7. Kap. Also sprachen die Lied.

Adjektiva.

Ml. 21, V. 88, III. Ulr. 279. wild = fremd, unbekannt (dem Schilde wild).

Ml. 50, III. Trauer wird krank = geschwächt, sie verschwindet.

138, II. Lob ist krank = schwach.

Ulr. 3. Büchl. dem Danken zu krank = zu schwach,

Ml. 40, III. seelig Mann. Dies kann im Nhd. nur bedeuten „überaus glücklicher Mann". Dem Mhd. entspricht jedoch hier „wohlgearteter, rechter Mann". Ebenso

Ml. 41. I. seelig Weib.

Ml. 77, II. ihr Mündlein also freche. Das würde in unserer Sprache heißen: ihr unverschämter Mund. Es bedeutet „keck". Gegen „frech" = „ritterlich-kühn", wie es häufig gebraucht wird, ist nichts einzuwenden.

Ulr. 1. Kap. Der Markgraf war dumm mit den Dummen = einfältig, einfach. Weniger hart.

Ulr. 2. Kap. Dieser dumme Wahn war mir süß = diese törichte Hoffnung.

Ulr. 7. Singw. Finstre ist der Sonnen theuer = selten, fehlt der Sonne.

Ulr. 20. Kap. schwache Kleid, schwachlich gekleidet = elend. So auch

Ulr. 23. Kap. schwaches Leid,

26. Kap. schwache Geschichte = elende Sache.

Ulr. 34. Tanzw. elend von uns = fremd

Ulr. 28. Kap. geschwinde Sommerzeit = ungestüme, wild bewegte. Ebenso

29. Kap. der geschwinde Mann = der gewalttätige.

Adverbia.

Ml. 63, I. sanfter = lieber.

Ml. 176, III. kleine = genau.

Ml. 132, II. immermehre = immerdar. Ebenso Ml. 91.

Ulr. 3 Büchl. mehre = fortan.

Ml. 154, V. immer = jemals.

Ml. 180, II. daher = bis jetzt (temporal).

Ulr. 2. Büchl. viel ferne = gar sehr.

Ulr. 12. Kap. 21. Kap. (und noch dutzendfach) durch — um — willen. Der krasseste Fall

Ml. 180, II. ich ward durch sie (die Geliebte!) geboren.

Tieck kannte die Bedeutung des mhd. durch. Cf.

Ml. 2, I. 13, I. Ulr. Brief der Dame im 14. Kap.

Ulr. 1. Büchl. seit (conj.) = da, klingt nicht immer so hart, ist aber hier unangebracht, weil jede zeitliche Beziehung fehlt.

Verba.

„Mag" wird durchgängig in der alten Bedeutung gebraucht. Es berührt nicht überall so schroff, z. B.

Ulr. 6. Kap. wo er es mit Ehren haben mochte.

42. Ged. magst du mich verbergen.

Gar nicht anstößig ist es in den unpersönlichen Verbindungen „mag sein" ꝛc.

Ulr. 8. Kap. wenn es hätte seyn mögen.

Entschieden zu verwerfen

Ml. 30, VII. daß mich des gelüste, was ich nicht mochte han. Hier stellt „mögen" nhd. den ganzen Sinn auf den Kopf. Über die Bedeutung des mhd. mac war sich Tieck offenbar klar. Cf.

Ulr. 4. Kap. daß ich kein Wort kann sagen.

Ml. 11, IV. 58, XII. } Trauern, kränken = abschwächen,
95, III. } verscheuchen. Wie oben „krank".

Ml. 33, I. wartete über Heide = sah aus. „Warten" in intransitivem Gebrauch hat nur noch den Sinn des mhd. biten.

Ml. 167, IV. Kein Leid mag mir widerstahn. Das nhd. „widerstehen" bedeutet nur: Widerstand leisten. Dann würde die Stelle also bedeuten: ich werde alle Leiden überwinden. Das mhd. widerstân heißt in diesem Falle: kein Leid kann mir widerfahren, ich werde vom Leide verschont bleiben.

R. 2022. da bestahn = da bleiben. — In transitiver Bedeutung R. 2370 einen bestahn = eintreten für.

R. 2124 vermissen = übersehen, nicht berücksichtigen; also hier fast so viel wie nhd. „nicht vermissen".

Etwas andere Bedeutung

Ulr. 14. Kap. sie vermißten mich nicht = verfehlten mich nicht (beim Turnier).

R. 2281 }
Ulr. 2. Büchl. } bescheinen = beweisen.

R. 2346/47. das Elende bauen = bewohnen.

Ulr. 1. Büchl. die Finstre bauen.

Ulr. 1. Tanzw. 2. Büchl. dienen = verdienen.

18. Kap. ich will es um euch dienen = euch vergelten.

Ulr. 2. Büchl. 30. Tanzw. verschulden = verdienen.

Ulr. 19. Tanzw. verpflegen = aufgeben.

Ulr. 15. Kap. ich werbe es = ich richte es aus.

Dies sind also nach Tiecks Ausdruck aus der Vorrede der „Minnelieder" — „Worte, die wir noch, nur in einem etwas veränderten Sinne, gebrauchen". Damit versucht er tatsächlich, das Rad der Sprachgeschichte zurückzudrehen, indem er einer Reihe von Worten eine Bedeutung aufzwingt, die sie längst verloren haben. Von allen Mißgriffen des Übersetzers auf formellem Gebiete ist dieser wohl der schlimmste.

Gehen wir nunmehr zu der inhaltlichen Seite des Stoffes über, so werden wir zunächst vor die wichtige Frage gestellt: Hat der Übersetzer überall den Urtext richtig verstanden, hat er ihn korrekt wiedergegeben? Es empfiehlt sich hier, die 4 Werke nach der zeitlichen Reihenfolge durchzugehen.

In der Vorrede der Minnelieder schreibt Tieck: „Ich habe mich bey dieser Ausgabe ganz an diesen Manessischen Codex gehalten, weil diese Sammlung eine gewisse Einheit zeigt, und wohl eine Auswahl unter den Gedichten stattgefunden hat, sie wohl auch die vorzüglichsten und besten Manieren der Minnesinger in sich begreift."

Diese Worte erwecken im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Satze, wo von dem „Jenaischen" Codex und den Minnesingerhandschriften der Vatikanischen Bibliothek die Rede ist, den Eindruck, als ob Tieck alle möglichen Handschriften für seine Arbeit verglichen habe. Aber in Rom war er damals noch nicht gewesen; und wo und wann sollte er die Handschrift C

gesehen haben? Höchstens war ihm der Jenaer Codex J bekannt. Er hat bestimmt nur nach der Bodmerschen Ausgabe gearbeitet. Doch bietet auch diese Schwierigkeiten für das Verständnis, da sie nicht einmal die Lieder-anfänge bezeichnet. Tieck hat daher zunächst versucht, die Strophen in Ordnung zu bringen, nimmt jedoch in dieser Beziehung durchaus keine Unfehlbarkeit für sich in Anspruch, indem er zugibt: „Indessen läßt sich vielleicht bey manchen der künstlichen Lieder eine andere Eintheilung treffen." Allerdings ist ihm die Strophenordnung nicht immer gelungen. In Nr. 12 des Heinrich von Veldeke z. B. hat die 2. Strophe mit der 1. gar nichts gemeinsam, wie man sofort erkennt. Es ist unbegreiflich, daß auch von der Hagen die beiden als ein Lied auffaßt. Daß des Kürenbergers Strophen in Form eines „Dialogs oder kleinen Dramas" geschrieben sind, hat Tieck wohl dunkel geahnt; die zusammengehörigen Strophen zusammenzubringen, ist ihm jedoch nicht geglückt. Ich stuont mir nehtint spate und Nu bringe mir her vil balde, wovon die 2. auf die 1. ganz klar die Antwort gibt, stehen getrennt. Umgekehrt werden bei Dietmar von Aist die Strophen

Es stuont ein vrouwe alleine und So wol dir sumerwunne willkürlich zu einem Liede vereinigt, obgleich sie aus verschiedenen psychologischen Situationen erwachsen sind. Denn die 1 drückt die Trauer um den verlorenen Geliebten aus, die 2. dagegen die Angst um seine Treue, eine gewisse Eifersucht. Die 14 Strophen des Otto von Turne Nr. 58 bilden in der Tat kein einheitliches Gedicht; mit der 4. Strophe beginnt vielmehr ein zweites. Die 3 ersten Strophen enthalten eine Aufforderung an die geliebte Frau, ihre Liebe keinem Unwürdigen zu schenken, die folgenden eine melancholische Klage über deren Härte. Nr. 146 des Walther von der Vogelweide ist unvollständig; nu versinne gehört noch dazu. Diese Strophe gibt nämlich die Schlußfolgerung zu den ersten: Ich liebe Dich um Deiner Trefflichkeit willen, nun besinne Dich, ob Du mich wiederliebst; denn zur Liebe gehören zwei. Nr. 148 und 149 stellen in Wirklichkeit nur ein Lied dar. Ebenso ist es bei Hadloub, wo Nr. 193 und 194 samt den ausgelassenen Strophen (Bodmer II S. 86) ein Gedicht bilden.

Auch sonst ist Tieck nicht immer zum vollen Verständnis des Originals durchgedrungen.

Einzelnes verdient ja Anerkennung, z. B.:

9, V. lihte vielleicht,
42, II. zehant alsbald,
50, III. wandelsvri tadelsfrei,
93, I. ich verklagte wol diu zit ich vergäße wohl,
200, I. gegest geschmückt.

Diese wenigen rechtverstandenen Worte verschwinden jedoch vor der Masse des falsch Aufgefaßten und unkorrekt Wiedergegebenen.

2, IV. mit herzelicher liebe geschiht
was mit herzlicher Liebe geschiht.

geschiht ist einfach phraseologisches Wort; also: mit herzlicher Liebe.

25, IV. sunder minen dank: ohne meinen Dank. Die folgende Halbzeile mußte Tieck klar zeigen, daß es bedeutet: ohne daß ich daran

dachte. Ebenso entsteht durch diese Übersetzung ein krasser Widerspruch in No. 46, V.

27, IV. wan das . . . denn als —

Der Satz gehört zum Vorhergehenden: außer daß . . .

29, I. ich bit auch niht: ich warte auch nicht. Der Sinn war leicht zu erkennen; denn Bodmer hat, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, das bit in der 2. Zeile vorher mit einem Accent versehen — was sehr selten der Fall ist! — und dieses bit nicht. Tiecks Text gibt auch keinen Sinn.

30, I. vil lieber fründ: viel lieber Freund. Tieck betrachtet diese Worte als Anrede; er setzt nämlich ein Komma dahinter. Das Mißverständnis ist durchaus entschuldbar. Heute ist die Stelle meist geändert, z. B. bei Bartsch-Golther: vil lieber friunde fremden daz ist schedelich. Ich halte diese Änderung für überflüssig: Viel liebe Freunde das ist schädlich; einen soll man haben und festhalten, wie die 2. Zeile sagt:

swer sinen friunt behaltet. daz ist lobelich.

30, II. so lasse ich die lüte wol entstan: kann mir nichts anderes beistahn. Ganz willkürlich übersetzt! Der Sinn ist klar: Ich lasse die Leute merken.

30, III. al us der menigin — alder ich geniete mich sin: er sprach mir Hohn — denn ich hasse ihn schon. — Offenbar überhaupt nicht verstanden!

30, VII. Den letzten Teil der Zeile hat Tieck einfach eskamotiert:

es ist den lüten gelich. Er hat die Bedeutung dieser Worte (= es trägt Menschengestalt) natürlich nicht erfaßt, was allerdings nicht sonderlich übel zu nehmen ist.

30, VIII. und ich sein Gefiedere mit Golde wohl befand, gegen bewant im Urtext. Tiecks Text ist ganz sinnlos.

30, XIII. der tunkel Sterne: der dunkel Sterne. Was stellt sich der Herausgeber unter einem dunklen Sterne vor? Es heißt: Stern der Dunkelheit, Abendstern.

31, II. an sehendes leides han ich vil: an sehnendes Leides —.

119, I. in der gruene sene ich sender man: in der Grüne sehe ich sehnender Mann.

Dann konnte Tieck auch konsequent sein und sagen: sehe ich sehender Mann. Es bedeutet: in der Frühlingspracht leide ich Liebesschmerz.

33, II. jarlanc: jährlich. Das hört sich an, als ob die Dame an einer periodisch auftretenden Augenkrankheit litte.

36, II. hat gemachet mich sin und aller froeiden vri: hat gemachet mich sein. . . .

Ganz unlogisch! Tiecks Text würde bedeuten: Seelenleid, das mir das Weib verursacht, hat mich seiner, d. h. des Weibes — denn nur darauf könnte sich das sin beziehen — beraubt. Aber erst kommt doch der Verlust der Frau und dann der Schmerz. Es muß heißen: hat mich der Sinne . . . . . beraubt.

38, I. vergâhet heißt nicht „vergangen" sondern nur „übereilt". Die folgende Stelle ist bei Tieck ganz unverständlich: sie hätte des Ehre,

daß sie ihren Zorn entbehre. Der mittelhochdeutsche Text ist: si hete des ere das si ir zorn verbere. Es bedeutet: es wäre schicklich für sie, von ihrem Zorn abzulassen. (Also hete konjunktivisch gefaßt!)

45, III. gevè „feindlich" scheint Tieck nicht gekannt zu haben. Seine Übersetzung „weh" gibt keinen rechten Sinn.

46, III. ungelükes winde hat Tieck offenbar nicht verstanden; „Unglückes Widerkraft trägt sie" heißt nichts. Es bedeutet: „Schmerz des Unglücks" und gehört zur vorhergehenden Zeile

47, IV. das irs nieman wissen sol: daß es von ihr Niemand wissen soll. Falsch aufgefaßt! Das voraufgegangene „mit zuht" hätte Tieck zeigen müssen, daß es sich um wîzen handelt

47, V. Der Schluß ist ganz auf den Kopf gestellt!

Und spielt ihr Freuden mancherleye (ihm!) Wünsche will sie ihr ausrichten (ihm!) Wonniglich in ihrem Sinne (seinem!) — — Scheiden muß, wenn sie Treue nicht gewann, (wer nie).

49, II Offenbar nicht verstanden! la sin, selbe tete selbe habe: ich weiß, daß sie oben bliebe. Sinn: Laß sein, du hast es selbst getan, nun nimm es auch hin, also etwa: du hast dir die Suppe eingebrockt, nun löffle sie auch aus!

50, I. Liebe Kind sind fröhlich.

Es ist imperativisch; sind = seid, in alemannischer Form. 50. II. hat Tieck es ja selbst recht übersetzt.

52, II. so si salic müesse sin: wie sie seelig müsse sein. Es ist ein Wunsch: sie möge —

56, III. selden tach (nach Bodmer). Ehrendach. — „Dach" soll wohl metaphorisch als „Gipfel" gefaßt werden! Es heißt natürlich: Glückes Tag.

58, VII. sumber ist: Pauke, nicht: Speer! Bei Ulrich hat Tieck das Wort später gelernt.

58, XIV. gedinge gibt Tieck fast immer mit „Dienst" wieder. Er hielt, wie er an W. Schlegel 30. Mai 1803 schreibt (Brief bei Klee mitgeteilt), dingen und dienen für identisch.

65, II. glesse (= gelaeze) nicht: Lächeln, sondern: Benehmen. Bei Ulrich scheint Tieck das Wort verstanden zu haben.

66, I. sweme das si zorn: Tieck übersetzt: wenn fort ihr Zorn und bezieht es auf das Vorhergehende: sie thut mir wohl bas. Es heißt aber: Wen immer das erzürnen mag, ich habe sie mir zum Troste erkoren.

71, III. Ganz falsch verstanden! Bedeutung: Wenn sie es mir nicht wieder gut macht, so befällt mich große Trauer. Ei, Herz, tu es doch, laß doch dein dummes Werben ꝛc.

75, I. Nicht richtig wiedergegeben, was allerdings nicht übel zu nehmen ist, da der Druck einen Fehler enthält: ruer statt tuej. Die 6. und 7. Zeile hängen von der 5. ab; der Sinn ist: das kann niemand abwenden, daß er den grünen Plan der Rosen beraubt.

76, II. es stet darunter wie mag dem gesin min herze in schrike sist min leit vertrib. Falsch aufgefaßt! Sinn: es ist dabei, d. h. bei den anderen Frauen, mein Herz in Angst; wie mag dem gesin ist parenthetisch.

78, I. Sie ist mir vor Liebe zu ferne in dem Muthe. Das könnte höchstens bedeuten: sie steht meinem Herzen im Verhältnis zu meiner Liebe zu fern. Aber das adverbium verre hat sehr häufig den übertragenen Sinn „sehr", wie es auch in der dritten Strophe der Fall ist.

Die Stelle bedeutet also: sie liegt mir zu sehr im Herzen, ist mir zu lieb.

84, I. frô sumer zit übersetzt Tieck mit „frohe Sommerzeit" trotz des „her meye" der folgenden Zeile.

88, I. des muesse er sin verwassen: möchte er sein lassen. Nicht verstanden! Sinn: Darum möge er verflucht sein.

97, V. kunden muesse ir minne gerndiu not: künden muß ich ihr die liebe Not. Es bedeutet: die Liebe möge sie mit Leid bekannt machen.

123, III. nieman vindet die schonen aleine; niemand findet sie schöne alleine.

Das ist soviel als: alle stimmen darin überein, daß sie schön ist; oder aber: niemand findet sie allein schön. Es soll jedoch heißen: niemand sieht die Schöne alleine, weil das nämlich nicht schicklich ist, cfr. Walther (Sô die bluomen ûz dem grase dringent): „swâ ein edeliu schoene frouwe reine — — — hovelichen hôchgemuot niht eine — —".

123, V ich wil an die reinen guoten lones noch genaden muoten:

Doch will ich der Reinen, Guten Lohn nicht, Gnade nur zumuthen!

132, I. si went mit ir guete dassi zimet wol ze froewen und heisset senden leitvertrib:

es macht ihre Güte, daß es sich geziemet zu freuen, die schickt mir Zeitvertreib. Es ist sehr anzuerkennen, daß Tieck die ersten Worte des Satzes verstanden hat: sie richtet mit ihrer Güte aus. Aber der Reim zu schouwen in der 3. Zeile hätte Tieck sagen müssen, daß statt froewen – frouwen zu lesen war. Der letzte Teil ist ganz unkorrekt wiedergegeben.

133, I. sinder ist nicht: Eisen, sondern Schlacke; dialektisch noch vorhanden.

135, I. swas get flüset oder swebet: was geht, flieget oder schwebet. —

Der Dichter will offenbar alle Tiergattungen bezeichnen; aber fliegende und schwebende Tiere fallen doch wohl zusammen. Die richtige Übersetzung ist: schwimmet.

138, VII. da got ein mit sinem worte: da Gott ein mit seinem Worte sich schloß; ein = herein ist mhd. in. Bedeutung: da Gott allein.

142, I. nu sprechent: nun sprechen. Wieder einmal ist diese geläufige Form der 2. ps. plur. mißverstanden

145, I. sist wider dich ze balt: sie ist gege.. oich zu kalt. — Gerade der entgegengesetzte Sinn! Es heißt: sie ist Dir gegenüber zu schnell, läßt sich zu rasch von dir bezwingen.

146, I. bin ich dir unmaere: bin ich von dir geliebt. —

Tieck kannte die Bedeutung von unmaere, wie 161, II. beweist.

147, I. der si mich hat verdrungen: das sie mich hat verdrungen. — Sinnlos! Es bedeutet: deren sie mich beraubt hat, nämlich der Sinne.

152, II. liebe unliebe der enmeine ich nicht:

Lieb und Lieber, das mein ich nicht. Das soll wohl bedeuten: rühr mir nicht an das Herz, denn das meine ich nicht; darum habe ich dich nicht gebeten! Der Sinn ist fade! Es bedeutet: Du rührst mich mitten in das Herz, wo die Liebe liegt, liebe, unliebe die meine ich nicht, d. h. wo die liebe, angenehme Liebe liegt, nicht die unliebe. Mit liep und liebe wird ja auch sonst von den Minnesängern viel Spiel getrieben, z. B. Nr. 88 und Nr. 219, wo sich die Spielerei durch ganze Strophen hindurchzieht.

154, II. von der mir min herze nie geloug: — Von der mein Herz nie wollte abscheiden. Das würde heißen: die mein Herz niemals aufgeben wollte. Aber die Bedeutung ist: von derjenigen, über die mein Herz mich nie täuschte, sondern wie die folgende Zeile fortfährt — stets ganz sicher ihre Güte verkündete.

156, III. Tieck hat hinter „es mag mir gelingen" eine beliebige Zeile eingeschoben, deren Inhalt mit der Bodmerschen nichts gemein hat:

Daß ihr Zorn kann brechen — das muos an ir geschehen.

160, II. das er sin lieb in senenden sorgen lie:

daß sein Lieb in sehnenden Sorgen von ihm ging Nicht sie geht am Morgen weg, sondern er, wie Tieck aus den „Tageliedern" lernen konnte (z B. Nr. 29).

173, I. ich var: ich war!

173, II sulnt die zit der froeide min enphan: sollen in der Zeit nicht meine Freude empfahn Sinnlos! Es bedeutet: Luft und Erde, Wald und Aue sollen an meiner Freude teilnehmen; zît wie in hochzît.

178, V. jane wil ich niemer des eralten: Die kann sich nimmer anders gestalten.

Ganz willkürliche Übersetzung! Bedeutung: Ich will nimmer dafür zu alt werden, daß mir von Herzen wohl ist, so oft ich sie sehe; also etwa: Auch im höchsten Alter soll ihr Anblick mich noch erfreuen.

192, VII. das sie mir ze heile der leiden huote dur triuwe gar enge: daß mir durch ihre Treue der Leiden Huthe zu meinem Heile vergeh.

Dann müßte leiden gen. plur. von das leid (resp nach der gewöhnlichen Schreibung der revidierten Texte daz leit) sein; der heißt aber leide. Leiden ist vielmehr Adjektivform: daß sie der leidigen Hut, den Merkern entgehe.

197, II. were ich das kindelin, unz das si sin wil minne han: wär ich das Kindlein, und daß sie sein will Minne han. Sinn: wäre ich das Kindlein, so lange sie ihm noch Minne widmen will.

198, V. ich enmag getriuwen leider des niht ir: es mag mir verleihen keine Huld von ihr. Sinn: ich habe kein Zutrauen dazu, daß sie mich noch erhört.

203, II. vil wol stet ouch ir kinne. Um den Reim zu kinne zu gewinnen, schrieb Tieck: viel schön die Stirn, darinne sind ihre Augen klar.

212, IV. ir lop das vert gar ane meil: ihr Lob fährt ohne Aufenthalt; meil hat der Editor vielleicht mit „Meile" in Zusammenhang gebracht. Er denkt sich also ihr Lob daherfahrend, ohne Rast und Ruhe,

etwa wie eine Schnellpost. Aber varn steht hier in abgeschwächtem Gebrauche und deckt sich in der Bedeutung ziemlich mit sin, und meil heißt „Flecken“ Also: Ihr Lob ist ohne Flecken.

212, IV. vor missewende ist si behuot: vor Unglück ist sie behut. — Missewende bedeutet hier, da es sich um eine Charaktereigenschaft handelt, „Tadel“.

220, I. missevar bedeutet hier doch sicher nicht „mißgestaltet,“ sondern „bunt“.

Eine Anzahl von Stellen hat Tieck, da er sie nicht verstand, willkürlich geändert. Wir werden sehen, daß diese Änderungen meist unnötig waren.

24, III. geheie (= Pflege) hat Tieck nicht verstanden; er schreibt „Weihe“. Nicht sehr zu verargen!

26, IV. der ich guotes verban: die thu ich in Bann. Verban ist allerdings für den Laien — und als solchen müssen wir Tieck immerhin betrachten — kaum verständlich.

27, IV. ruomes strafen: darum schelten. Sinn: wegen Prahlerei schelten.

28, II. nu dar dem mit —: darf nun wem mit —. Tieck nahm also entweder einen Fehler bei Bodmer an (dar = darf) oder setzte dar = tar. Es bedeutet: nun dahin (scil. möge jeder eilen), dem.

54, III. des ich vil durch zuht verdage: dessen ich viel durch Zucht vertrage. Gibt überhaupt keinen Sinn; verdagen (= verschweigen) wird Tieck nicht verstanden haben.

64, I. swie so sere sis lenget: wie sehr sie's läuget! Sinn: Ich hoffe, der rote Mund wird mir noch Freude machen, wie lange sie auch noch damit warten lassen mag.

93, II. do kom mir von froeide ein stric: da kam mir von Freude ein Schreck. Es bedeutet: eine Fessel. Natürlich in metaphorischem Sinne.

95, III. wan sol uf genade fro bestan: man soll —. Tieck suchte also zu korrigieren; das war ganz unnötig. Der Sinn ist klar: denn ich soll in der Hoffnung auf Gnade froh sein.

138, XIV. heilesgimme (Heiles Kleinod): Heiles Glimmen!

173, II. hügender wan: fliegender Wahn. Darunter kann man sich nichts vorstellen. Bedeutung: freudige Hoffnung.

178, III. so müese in der nüwen rede gebrechen:

So könnte ich mich aller Rede entbrechen. — Dies soll offenbar heißen: so könnte ich aller Rede entbehren, nach dem altertümlichen Gebrauch des Ausdrucks, wie man ihn zum Beispiel bei Hebel („Kannitverstan“) finden kann. Tieck hat also den Text verändert. Dies war jedoch nicht nötig, wenn man die vorhergegangene Strophe im Auge behielt, wo vom Sprechen der Stare und Papageien die Rede war. Der Sinn der Stelle ist dann: wenn sie all mein Denken als Reden, all mein Trauern als ausgesprochene Klage auffassen wollte, dann müßte ihnen, nämlich dem Papagei und dem Star, diese neue Ausdrucksweise wohl fehlen, sie könnten sie nicht nachsprechen, weil es eben nur Gedanken, keine Worte sind. — Daß Tieck dieser äußerst schwierigen Stelle auf den Grund kam, kann man allerdings billigerweise nicht verlangen.

183, I. we der huote die man tuot der werlde schin:

Die mir thut so bösen Schein. Tieck hat den Text wohl verändert (— die mir —). Der Sinn seiner Übersetzung soll sein: deren Anblick mir so verhaßt ist. Der Ausdruck ist jedoch sehr ungeschliffen. Hagen hat ebenfalls verbessert: die der werlt so liehten schin — an ir hat benomen, zieht den Passus zum folgenden. Im übrigen lassen Bartsch-Golther und Lachmann-Haupt die Stelle unverändert, was mir das Richtige zu sein scheint.

Der Sinn ist dann: Fluch der Hut, den Aufpassern, die man der Welt zeigt, die man überall bei den Frauen sieht!

192, IV. si nie wolde ginenden: sie wollte sich nie wenden —. ginenden konnte Tieck kaum verstehen. — Bedeutung: sie wollte sich nie dazu entschließen.

Eine Reihe von Stellen ist allerdings nach dem Bodmerschen Druck entschieden verbesserungsbedürftig. Einzelne, die meist durch geringfügige Fehler entstellt sind, hat Tieck glücklich rekonstruiert.

6, II. Bodmer; das lach dienen;
Tieck: laß verdienen.

135, VI. B.: is rose varwer munt.
T.: ihr rosenfarbener Mund.

Andere Stellen hinwiederum, die dringend der Korrektur bedurften, sind teils falsch, teils gar nicht korrigiert.

77, II. ich tob an ir vremde schoene. — Tieck hat hier wohl tob stehen gelassen; er übersetzt: mich kränkt ihr Entfremden, Schöne.

Es brauchte nur das t in l verwandelt zu werden, so war der Schaden geheilt: ich lobe ihre seltene Schönheit.

143, III. ob ichs getar von sünden sagen. Tieck übersetzt nach diesem Text wörtlich: wann ich es darf von Sünden sagen. Das gibt keinen Sinn. Es ist vor sünden zu verbessern; also: wenn ich es sagen darf, ohne mich zu versündigen.

148, I. ob ir mirs geloubet, sent mine triuwe das ich es meine: wenn ihr mir gelaubet sein, wie ich es in Treuen meine. Tieck hat also sent in sin (gen. sing. des Demonstrativpronomens ez) verwandelt, ohne jedoch einen besseren Sinn zu bekommen Die richtige Korrektur ist: ob ir mirs en gloubet seht mine triuwe = wenn ihr mir's nicht glauben wollt, so nehmt mein Treuwort — —.

175, III. wer ein stich alder ein star. Diesen kleinen Fehler wußte Tieck nicht zu verbessern, obgleich er das Wor sitich kannte, wie 178, II. beweist; bei etwas Kombinationsgabe mußte er darauf kommen an dieser Stelle, die ganz denselben Zusammenhang hat wie 178, II. Statt dessen unterschlug er lieber das Wort und verderbte obendrein den Vers.

Im Punkte der Textkritik zeigt sich Tieck also nicht von der besten Seite; was er richtig verbessert hat, waren leichte Sachen, und auch bei den nicht richtig verbesserten Stellen war, 148, I ausgenommen, die Lösung ohne Schwierigkeit zu finden.

Bei diesem großen Sündenregister müssen wir bedenken, daß Tieck gänzlich ohne Hilfsmittel arbeitete, und daß er sich erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit mit germanistischen Studien beschäftigte. Die Nibelungen zeigen bereits einen großen Fortschritt im Verständnis des Urtextes. Fehlerhaft ist dort nur eine Stelle:

179/180. doch wolder wesen herre
für allen den gewalt
des in den landen vorhte
der degen küen unde balt:
doch wollt er Herre werden
und mit Gewalt regieren,
daß alles was er wollte,
der Degen konnt' zu Ende führen.

Die Übersetzung des Rother bedeutet scheinbar wieder einen Rückschritt; allein bei ihrer Beurteilung muß vor allem der heillose Zustand der Handschrift in Betracht gezogen werden, sodann auch der eigentümliche Dialekt, der außergewöhnliche Schwierigkeiten bot.

Überdies haben wir, wie bereits erwähnt, wahrscheinlich keine druckreife Fassung vor uns. Trotz allem können wir verschiedentlich konstatieren, daß Tieck Worte und Stellen entziffert hat, die für ihn nicht leicht waren, z. B. bouge = Ringe, lossam = lustsam, drâte = balde, niht wene durch din êre = nur um deine Ehre, vazzen = kleiden. von trôste witzelôs = vor Freuden sinnlos u. a. m.

Bei der schlechten Verfassung der Handschrift kann es nicht wundernehmen, daß wir eine Reihe von Versehen im Rother finden, die auf Lesefehlern beruhen.

1970. Tieck muß, wie von der Hagen, spozeder (statt spotedir min) gelesen und dies als Schreibfehler für spotesdu aufgefaßt haben; er übersetzt: spottest du.

1986. nicht nedenke des ane mich: nicht verdenke du also mich.

2099. wole sân: wohlgethan

2168. alser heriz wère. Tieck hat wie von der Hagen nerriz gelesen und demgemäß „töricht" übersetzt, Sinn: Er (Wisolt) sprang wie ein Hirsch.

2220. daz iz mit zuchten, Dietherich, muge genozin ineben dich liest von der Hagen. Tieck übersetzt:

Darum mit Züchten Dietherich Mag ich lieben und ehren dich. Er scheint daz ich — — — — — lieben dich gelesen zu haben. Rückert hat mochte gesitzin ineben dich = daß es sich schicklicherweise neben dich setzen könnte, daß es mit dir verglichen werden könnte.

2246. allên have mi nu vertriven der helit gôt:
Es hat mich auch nie vertrieben der Held gut.

2248. ich verstân mich: ich verstehe nicht.

Auch sonst sind dem Übersetzer Mißverständnisse unterlaufen.

2013. vor der missehelle (Nachrede): vor der Helle des Tages.

2059. undankis: ohne zu danken. Bedeutung: unwillkürlich.

2137—2140. ir was hie ein michel teil geslagin,
die hân die knechte zotragin.
ist ir dâr icht irvallen,
ich bringe dir sie alle:
Ihrer (der goldenen Schuhe) war hier ein großer Theil geschlagen,
Die haben die Knechte zu tragen,
Nimm nach deinem Gefallen,
Ich bringe sie dir alle.

Gar nicht verstanden! Sinn: — — die haben die Knechte auseinandergetragen. Ist einer von den Schuhen dabei gefallen, so will ich sie dir alle bringen, damit du dir einen neuen aussuchen kannst.

2162. der lût nicht = Laut, sondern wie 2158. daz lût = Volk.

2266. baltliche: freundlich. Dies paßt nicht zur Stimmung der Prinzessin. Sie ist bestürzt, daß sie in Rothers Schoß ihren Fuß gesetzt hat; denn das ist ein Symbol der Verlobung. „Hastig" wird angemessener sein.

2299. mit ettelichem sinne: mit adelichem Sinne. Das Mittel, das die Fürstin anwendet, um die Gefangenen zu befreien, ist nicht sehr „adelig." Sinn: durch irgend eine List.

2328. alse sie sich gewîlôt hête:
als wollte sie pilgern über Land.

Begreiflicherweise nicht verstanden! „Als ob sie sich verschleiert hätte."

2355. von der Hagen: vater, daz ist unmer getan.

Tieck: Vater, es bleibt immer gethan. Der Sinn ist völlig verdreht!

2466. von der Hagen: daz her ne plaf dehein man.

Tieck: zurücke blieb kein Mann. Statt plaf ist plach zu lesen (praet. von plegen = mhd. pflegen): niemand kümmerte sich um sie.

Die Bearbeitung des Frauendienstes beweist, daß Tieck wiederum zu einem bedeutend tieferen Verständnis des Mittelhochdeutschen durchgedrungen ist; freilich ist hier eine bis ins Einzelne genaue Kontrolle, die überhaupt bei einer poetischen Übersetzung sehr schwer fällt, unmöglich, da Tieck bekanntlich die epischen Partien stark verkürzt wiedergibt. Einen Fortschritt in der Beherrschung der mhd. Sprache zeigt schon der Vergleich der Gedichte, die der Minneliederausgabe und dem Frauendienst gemeinsam sind. Z. B. Ulrichs bekannteste und wohl auch schönste Dichtung: In dem walde süeze doene, Ml. Nr. 101, Ulr. 4. Tanzweise. 2. Strophe:

Ez ist ein vil hôch gedinge.
Ml. Es ist hohes Dienen wohl,
Ulr. Es ist Hoffnung nicht geringe.

Über die Bedeutung von dingen und gedinge hatte Tieck sich ja mit seinem Freunde W. Schlegel gestritten (in dem bei Klee mitgeteilten Briefe vom 30. Mai 1803) und die Identität von dingen und dienen behauptet. Er hatte also inzwischen seinen Irrtum eingesehen.

Sodann das Lied Wunneclîchen hôhe min gemüete stât, Ml. Nr. 146, Ulr. 45. Lied, 2. Strophe:

Diu vil guote zweier hande lachen lachet —
Sô ich ir süeze lachen einez sol sehen,
Ml. So ich ihr süſſes Lachen einmahl ſoll
Ulr. Wenn ich ihr ſüſſes Lachen eines ſoll ſehen.
Ml. Nr. 109, Ulr. 48, Lied:
Trûren ist zewâre niemen guot,
Ml. Trauern iſt zwar Niemand gut.
Ulr. Trauern iſt wahrlich Niemand gut.

Auch ſonſt hat Tieck bei Ulrich häufig Worte und Stellen verſtanden, die für ihn nicht leicht waren.

St. 13. smielend lächelnd.

Hier half ihm wohl die Kenntnis des Engliſchen.

St. 16. vil nâch beynahe.

St. 22. waz sol ich rehte dienen ir,
daz sich rehte füege mir,
für vil manic edel kint:

Wie ſoll ich ihr aber ſo recht geziemend dienen, beſſer, als ſo manche edle Kind in ihren Dienſten?

St. 31. den vriunden sleht, nicht itenin:
Den Freunden bieder u. getreu.
St. 43. krankez spehen böſes Spähen.
St. 46. versitzen verſäumen.
St. 63. nern retten.
St. 72. dîn herze nimmer würd erlôst
von senelîcher minne bant,
dir würd ir wiplîch güete erkant:
daß dein Herze nie vom ſehnlichen Band der Minne erlöſt würde, wenn ſie dir nicht — —.

Tieck hat alſo hier, wie auch an verſchiedenen anderen Stellen, den negativ-konditionalen Charakter dieſes ohne jede Konjunktion angeſchloſſenen Nebenſatzes erkannt. Das beweiſt, daß er ſich gründlich in den Text eingeleſen hatte.

St. 129. dir wirt sîn liht nimmêre stat:
weil du ſonſt die Gelegenheit verlierſt.
St. 130. ungevar bleich.
St. 200 urliuge Krieg.
St. 366. understân hindern.
St. 438. vergâhen übereilen

In den Minneliedern (38, I) hatte Tieck noch „vergehen" überſetzt.
2. Büchlein. erarnet gebüſſet.
St. 504. für namens wahrlich.

St. 531. line (= Balkon) Fenſter. Nicht genau; aber Tieck zeigt doch, daß er ſich in die Situation hineingedacht hat.

St. 640. sîn val mich harte ringe wac:
Der Fall tat mir wenig leid.

St. 707. kone, Gemahl. Tieck hat den Unterschied zwischen kone und wîp erkannt (cf. St. 40).

St. 783. si habe an iuwern êren pflîht:
sie nehmen Theil an Eurer Ehre.

St. 1271. stechel rise steiler Weg.

40. Ausreise. der sol ez dem lîbe wol erblanden:
muß den Leib zu schwerer Arbeit strecken.

42. Tageweise. erarnen entgelten.

St. 1819 si habent fuoge sich bewegen:
sie haben vergessen.

Freilich hat Tieck auch bei einer Anzahl von Stellen den richtigen Sinn nicht getroffen.

St. 44. dô man mir den lie
ze kneht, dô was er vil klein:
ich weiß noch, wie ich den — — von mir gab — —
Das Gegenteil also!

St. 54. ich lache dîn.
ez sol von dir verswigen sîn:
ich muß dein lachen, und sollte es wohl verschweigen. Tieck hat wohl dir in mir korrigiert, vielleicht auch falsch gelesen. Der Sinn ist klar: Ulrich soll den Mund über das halten, was er von der Niftel hört. Tiecks Auffassung ist sinnlos; denn die Niftel wird ja von der Dame eigens aufgefordert, mit dem Neffen zu sprechen.

St. 86. ich hân mich sîn gar bewegen:
ich habe mich drein ergeben. Das erweckt die Vorstellung, als ob der Ritter sich in sein körperliches Übel schicken wolle, während doch das Gegenteil der Fall ist.

St. 96. mîn vorhte was zewâre kranc:
Ich fürchtete mich doch sehr. Sinn: meine Furcht war fürwahr gering.

St. 112. den brief — den wil ich dir senden,
ob er dir ist guot:
den Brief — will ich dir schicken,
denn es ist dir gut.

Die Bedeutung ist klar: Ich will dir den Brief schicken, wenn er dir gut ist, wenn sie dir ihre Gunst zuwenden will.

St. 119. mîn vrowe enbeiz (= nahm einen Imbiß) scheint Tieck nicht verstanden zu haben: „meine Frau stieg auf" schreibt er.

1. Büchlein, Zeile 147. nein, sô ich immer wol gevar rechnet Tieck noch zur Rede des Büchleins: wie ich auch immer wohl da fahr. Das zur Herrin gesandte Büchlein hat seine Weigerung mit all den Schrecknissen begründet, die seiner harren können; der Schluß kann also doch nicht sein: Ich gehe nicht, wie ich auch immer wohl da fahr. Die Worte gehören vielmehr schon zur Entgegnung des Herrn, der seine Rede mit einer Beteuerung beginnt: So wahr mir Gott helfe.

1. Büchlein, Zeile 283. minner vil denne umb ein ort: — — um ein Wort. Äußerst matt, fast sinnlos!

St. 165. heimlich in der Bedeutung „Boudoir" ist Tieck nicht klar geworden, obgleich er aus der häufigen Verbindung mit gân oder komen hätte erkennen müssen, daß es sich hier um einen Ort handelt cf. St. 171, 320, 1209!

St. 209: vil maniger sô daz orse verlôs, daz man in dâ von verre stach:

daß man ihm ferne davon stach. Sinn:

— — herunterstach.

St. 430. mengen (einmischen, zwischentragen) gibt Tieck durch „lügen" wieder.

2. Büchlein, Zeile 44—46.

und des er selbe was unverdâht,
des solde in durch dîn êre
bewiset haben dîn lêre:

und daß er selber wär unverdacht, des solltest du ihm durch dein Ehre beweiset haben deine Lehre.

Soll wohl bedeuten: Zu dem Zwecke, daß er selbst unverdächtig bleibe, sollst du ihm um deiner Ehre willen deine Lehre beibringen.

Wirklicher Sinn: Und worin er selbst unerfahren war, darin sollte ihn — deine Lehre zurechtgewiesen haben.

St. 536. blîde ist nicht „dreist", was zu Ulrichs Frauenrolle nicht paßt, sondern „gefällig, artig".

St. 549. Walhe dri: drey Wahlen. „Wälsche" war doch naheliegend; der Schauplatz ist Istrien.

St. 740. si ist lîht sô gefriunt ein wîp,
daz ez iu gên möht an den lîp:

es ist vielleicht ein so befreundet Weib, daß — —. Die Freundschaft hat doch hier mit der Gefährlichkeit nichts zu tun! Freilich konnte Tieck die Bedeutung von gefriunt „reich an Freunden, an Einfluß" kaum erfassen.

Kap. 14. Brief der Unbekannten:

und wil iu wesen unbekannt
durch niht wan durch mîn werdicheit:

— — um nichts als um Eure Würdigkeit. Der gute Ruf des Adressaten kann nicht leiden, wenn die Dame einen Brief schreibt, sondern nur ihr eigener.

St. 1202. vletz ist nicht „Bettgerüst," sondern „Fußboden."

3. Büchlein, Zeile 1 und 2.

wol her, friunt, an minen rât,
an den mîn rât besunder stât:

— — Freund, — an dem. Den Plural hat Tieck nicht erkannt, obgleich Vers 11 sagt:

ich meine iuch beide, hertze unde sin.

3. Büchlein, Zeile 68.

al nach mînes hertzen ger:
noch über meines Herzens Begehr.

3. Büchlein, Zeile 246. sô ich immer wol gevar:

wann ich immer wohl gefahr. Die Beteuerungsformel ist nicht erkannt

St. 1405. waele (Bügel am Helm) hat Tieck offenbar nicht verstanden, was nicht zu verargen ist.

40. Ausreise. (Bechstein 38).

küene, blîde, milde:
kühne frech und milde.

49. Lied (Bechstein 47).

von swem mich verliesent
guotiu wîp, der habe für wâr:
die schuld sie verkiesent
nimmer endelichen gar:
und wenn ich mich erlösen
gute Weib, so glaube man fürwahr,
die Schuld sie vergäßen
meinen Feinden endelichen gar.

Der Sinn ist gar nicht erfaßt:

Durch wen mich gute Frauen verlieren, der glaube sicher, die Schuld verzeihen sie wahrlich nimmer.

57. Lied (Bechstein 55).

des trôres (= Wassers) süeze:
des Rohres Süße. Nicht zu verargen!

Bei einer ganzen Reihe von Stellen beruht der Irrtum in der Auffassung darauf, daß Tieck die Handschrift nicht recht entziffert hat.

St. 130 Statt reden hat Tieck ordnen gelesen: Das Herz sprang mir in meiner Brust, es gelüstete ihm sehr, zu ordnen. Ohne Sinn!

1. Büchlein, Zeile 22. genaediclichen paßt hier nicht in den Zusammenhang, sondern genendiclichen = kühn.

1. Büchlein, Zeile 34. ze lêbene geben:
zu leben geben.

1. Büchlein, Zeile 206. doch niender über rehtez zil:
doch immer üben rechtes Ziel.

St. 242. wir süln turniren hie:
wir sollen sie turniren.

5. Tanzweise. zwiu sol mir des winters zît:
schnell ginge wohl der Winter hin.

Tieck könnte etwa schire wol statt zwiu sol gelesen haben.

2. Büchlein, Zeile 53.

Statt verenden (= vollführen) muß der Übersetzer wohl verwenden (im Sinne von „abwenden") gelesen haben, also das Gegenteil.

2. Büchlein, Zeile 119. ervalbet (vom Laube gesagt): gewalket!

St. 634. Er kam mäßlich gegen mich. Nicht maezlichen, sondern muezlichen: Er kam langsam, ruhig gegen mich.

11. Singweise. nâch leitlicher klage:
nach leichtlicher Klage.
St. 1220. loeslîch rede:
löbliche Rede.
3. Büchlein, Zeile 27.
daz ir lop und sî vil saelic müeze sîn:
ihr Leib und sie!
3. Büchlein, Zeile 111. hellwize (= Höllenstrafe) Höllensitz.
3. Büchlein, Zeile 326. ouch ger ich an der stunde:
auch gehe ich an der Stunde.
24. Tanzweise (sorge) diu hât mir erleidet sich:
die hat nie verleidet sich.
25. Leich.
ein marder, den man hât in eine lin gebunden:
an eine Schnur gebunden.
Tieck las also lin; er war sich sonst über das Wort line klar.
46. Lied (Bechstein 44).
mir von schulden sanfte tuot:
vor Schulden — —.

Auch beim Frauendienst hat Tieck verschiedentlich Textkritik geübt. An einzelnen Stellen war die Änderung überflüssig, z. B. 4. Tanzweise, St. 3:
daz ich weinens iht erwache:
daß ich weinend nicht erwache.
Hier scheint Tieck, wie später Lachmann, weinent geändert zu haben.
St. 400. des sîn tumplîp an mich gert:
was er so dummlich an mich begehrt.
Die Änderung in tumplich war unnötig; bei dem eigenartigen Gebrauch des mhd. lip. ist diese Zusammensetzung wohl denkbar.
St. 572. sîn helm im schir wart ûf gehaben.
ich sach gezimirt gegen mir haben — —
Tieck scheint dies als rührenden Reim empfunden zu haben und verbessert traben.

Anderswo lag wirklich verderbter Text vor, wo Tieck im allgemeinen verständig eingriff.
1. Büchlein, Zeile 11—13. Die Handschrift hat:
wol dienen gern den spehen ougen
der heimlich und der tougen
die man dich lât ze hove sehen.
Tieck übersetzt:
Schönen Augen dienen sei dein Wille
Der, die heimlich in der Stille
Man dich läßt zu Hofe sehen.
„Der" soll wohl gen. sing. fem. des Relativpronomens sein. Er scheint gelesen zu haben:
wol diene gern den spehen (oder schoenen) ougen
der, die heimlich — —
man dich lât — —.

Er vermutet also, daß die aus Zeile 13 in Zeile 12 geraten sei. Dabei hat er aber nicht bedacht, daß Zeile 11 so nicht stimmen kann, weil sie 4 Hebungen mit klingendem Schluß zeigt. Am ansprechendsten ist die Konjektur von Bechstein:

wol dînen spehenden ougen.

Das überflüssige gern ist nach ihm aus Zeile 10 (macht du gerne sîn bereit) eingedrungen.

2. Büchlein, Zeile 66 ff.

mit süezer bet, mit scherpfer drô
weder sus noch sô
noch ertwingen kunde.

Tieck hat erbiten eingeschoben, was von Lachmann und Bechstein angenommen worden ist. Freilich gehört es nicht vor noch ertwingen, sondern vor weder sus; denn diese Zeile ist zu kurz (3 Hebungen bei stumpfem Ausgang).

3. Büchlein, Zeile 133. Die Handschrift hat:

si liebe, si reine, für saelic, si hêre.

Tieck verbesserte si saelic. Der Vers ist aber zu lang: 4 Hebungen mit klingendem Schluß. Man hat wohl mit Lachmann die beiden Worte ganz zu streichen.

Auch bei Lücken in der Handschrift suchte Tieck bessernd einzugreifen.

3. Büchlein, Zeile 23 ff.

nu râtet alle sunder kranc
sô hilfet iu got âne argen wanc
wie ich tumber ich sinnes kranc,

In diesem Büchlein kommen mehrfach Vierreime vor, z. B. 1—4, 5—8. Tieck fühlte, daß hier das 4. Reimwort fehlt, wie auch Roediger und Bechstein zugeben. Er ergänzte:

Wie ich Dummer, ich Sinnes-Kranke
Ohne Kranke so danke.

Freilich nicht besonders geschickt!

St. 519. der tugentrîche grâve bant
den helm dô abe, ich — — sant..

Tieck: — — und so auch ich! sandte ihm — —.

Er hat wohl alsô oder ouch sô ergänzt.

3. Büchlein, Zeile 178.

nû hât aber mîn — — sît:
nu hat aber meine Angewohnheit.

Tieck scheint hier site ergänzt zu haben, was auch wohl denkbar ist, besonders mit Rücksicht auf das folgende, ähnlich aussehende Wort, das den Schreiber wohl zum Übersehen von site verführen konnte. Die Konjektur ist jedenfalls ansprechend.

Das Gesamturteil über die Fähigkeit des Übersetzers, sich in die Sprache der vergangenen Zeit hineinzudenken, darf nach dem Vorausgehenden nicht verschweigen, daß er häufig fehlgegriffen hat. Wir sind aber deshalb keineswegs berechtigt, ihn zu verdammen; denn wir können, von den besten Lehrern ausgebildet, im Besitze vorzüglicher Hilfsmittel, dazu auf Grund

trefflicher Vorarbeiten, leicht über einen Mann zu Gerichte sitzen, der ohne Ausbildung, ohne Hilfsmittel, ganz auf sich selbst gestellt, sich an ein derartiges Werk machte. Jede Leistung muß nach den Verhältnissen der Zeit beurteilt werden; unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen Tiecks Arbeiten als höchst beachtenswerte Zeugen eines lebendigen Verständnisses für die Literatur der vaterländischen Vergangenheit. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß seine Kräfte stetig gewachsen sind; ein Rückblick auf die Feststellungen bezüglich der Auffassung des Urtextes zeigt in jedem neuen Werke wieder einen Fortschritt gegenüber dem voraufgegangenen, wie es auch naturgemäß war bei einem Geiste, der stets rastlos an der eigenen Vervollkommnung gearbeitet hat.

Es erübrigt noch, Tiecks Übersetzertätigkeit von der ästhetischen Seite zu betrachten Hier handelt es sich um die wichtige Frage: Sind die Schönheiten des Originals gebührend wiedergegeben? Leuchtet der Geist des Originals auch in der Bearbeitung durch? Freilich ist es in den meisten Fällen wohl unmöglich, eine Übertragung mittelhochdeutscher Dichtungen zu liefern, die den ganzen duftigen Zauber der Vorlage in ungetrübtem Glanze wiederspiegelt; der feinste, zarteste Blütenschmelz wird auch von der Hand des behutsam zufassenden Übersetzers fast immer abgestreift werden, weil an manchen Stellen jedes veränderte Wort nach Herders Ausdruck „eine Grazie des Gedichtes tötet".

Nehmen wir einmal als Ausgangspunkt das Wort Storms: „Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht", so ist doch die Mehrzahl der Tieckschen Übersetzungen von dieser Vollendung noch recht weit entfernt. Storm hat da den naturgemäßen Weg für die Auffassung jeder Dichtung gekennzeichnet: nur durch das Tor einer klaren, sinnlich-anschaulichen Vorstellung kann die ganze Schönheit des Dichtwerkes in unsere Seele einziehen; in dem sinnlichen Verständnis schlummert bereits das geistige und wacht auf, sobald jenes zu voller Reife gelangt ist. Soll das erreicht werden, so muß vor allem volles Verständnis des einzelnen Wortes vorhanden sein; dieses wird das Verständnis des Zusammenhanges meist von selbst ergeben. Bei Tieck ist aber das Verständnis des Wortes nicht immer ohne weiteres gegeben; die vielen dunklen Ausdrücke, die nur dem Fachmann bekannt sind, stellen sich hemmend in den Weg. Bei jeder dieser längst ausgestorbenen Wendungen empfindet der Leser wieder das peinliche Gefühl: Was bedeutet das, wie kommt der Herausgeber zu solch unverständlicher Bezeichnung? Statt also in ruhigem Genießen den Zauber des Werkes auf sich wirken zu lassen, muß er sich den Kopf über den Sinn der Worte zerbrechen. Da kann er schließlich auch die Mühe aufbringen, die Elemente der mhd. Sprache zu studieren und die Dichtungen im Original kennen zu lernen; denn hier sieht er den Strom der Poesie in ursprünglicher Klarheit dahinrauschen, während er bei Tieck durch allerlei trübende Elemente entstellt ist. Wenn der Leser aber auch den Text der Übersetzung mühelos versteht, so hat er doch fast beständig das Bewußtsein, eine bestenfalls richtige und sinngetreue, aber immerhin eine Übersetzung vor sich zu haben, in der der Autor

mühsam mit dem spröden Stoff gerungen hat, ohne ihn immer zu bewältigen. Für eine Übersetzung gibt es jedoch kein größeres Lob, als wenn man ihr nachsagen kann: Sie liest sich so glatt, so ungezwungen und natürlich, als ob sie ein ursprüngliches Erzeugnis wäre, nirgendwo ist zu merken, daß das Ganze nur eine Wiedergabe fremder Gedanken ist. Überdies verhindern an manchen Stellen die bereits angeführten Vers- und Reimunebenheiten den ungestörten Genuß der Schönheit. Inhalt und Form sind, wie Tieck selbst erkannt hat, bei jedem wahren Gedicht unzertrennlich verbunden, und man kann die Gesetze der Form nicht übertreten, ohne dem Eindruck des Ganzen Abbruch zu tun.

Dazu sind einzelne Stellen bei Tieck, besonders in den Minneliedern, derart unpoetisch wiedergegeben, daß die Gesamtwirkung empfindlich darunter leiden muß. Z. B.

Ml. 11, V. Meinen rothen Mund an seinen schicken. Das hört sich an, als ob die Dame ihre Lippen abschneiden und per Paket denen des Herrn von Veldeke zusenden wolle.

Ml. 76, I. ich sah viele Münde roth.

55, III. der sachen krachen muos das herze min: den Sachen krachen muß das Herze mein.

116, I. „Die hat verhauen mich sehre auf den Tod" stört den ganzen Sinn entsetzlich! Man denkt unwillkürlich an einen ehelichen Zwist mit Tätlichkeiten, bei dem der Mann die passive Rolle spielt.

196, II. An Häuten lind thut Winter weh.

Das an sich nicht üble Gedicht des Kanzlers Nr. 217 ist bei Tieck total entstellt. Die poetische Schönheit ist völlig verwischt. Es kann nichts Prosaischeres geben als den Anfang:

„O weh meiner Gebrechen,
O weh, daß mich die Meister haben überlistet mit Sprechen."

Ulr. 3. Büchlein. der wirde, der sie wunder hât
geleit an mînen lîp:
— — der sie hat überstreut meinen Leib.

In all diesen Fällen ist von dem Geist der Vorlage wenig mehr zu verspüren. Der ist in den Tieckschen Übersetzungen überhaupt vielfach recht schlecht weggekommen. Tieck scheint sich die meiste Wirkung von einer sklavisch-wortgetreuen Kopierung der sprachlichen Eigentümlichkeiten zu versprechen. In Äußerlichkeiten sucht er das Charakteristische der altdeutschen Poesie; daher der Wust von veralteten und ausgestorbenen Sprachformen und Worten. Das wahrhaft Charakteristische, den Kern der alten Dichtung hat Tieck nicht in vollem Maße erfaßt. Er spricht da ein ganz merkwürdiges Prinzip in der Vorrede der „Minnelieder" aus: „Ich habe alles weggelassen, was nur den Gelehrten interessieren kann, alles, was sich auf die Geschichte der Zeit bezieht, und ich habe lieber einigemal den Namen von Städten und Ländern unterdrückt, um das Gedicht allgemeiner zu machen" Ganz gut, aber wo bleibt die Konsequenz? In Lautform und Bedeutung der Worte ist derart viel Altes mit herübergenommen, daß ein nicht germanistisch gebildeter Leser manches nicht verstehen kann. Und nun gerade in der Festlegung der örtlichen und zeitlichen Beziehungen diese Ängstlichkeit! Fühlte

Tieck nicht, daß auch sie zum Wesen des Gedichtes gehören, daß es ohne sie seinen individuellen Charakter verliert, matt und farblos wird? Etwas Vageres, Gehaltloseres als die Übersetzung von gegen Pulle durch „in die Fremde“ (Ml. 18, III), von danne wages in dem bodense durch „als Wogen sind in einem See“ (Ml. 136, III.) kann man sich nicht denken. Und dann: Warum ist des grales herre mit „der höchste König“ wiedergegeben (Ml. 52, II.), warum wan in der poysun darzuo twanc mit „weil ihn dazu ein Getränk zwang„ (Ml. 12, I.)? Fürchtete Tieck, seine Leser würden „Gralkönig“ und „Zaubertrank“ nicht verstehen?[45]) Wer so viel literarisches Interesse hat, daß er Minnelieder in die Hand nimmt, ist wohl auch gebildet genug, um derartige Sachen zu verstehen. Jedenfalls macht die Übersetzung an beiden Stellen einen entsetzlich matten Eindruck. Das Wort leien ist in den Minneliedern beständig durch „Freie“ wiedergegeben, z. B. 5, II; 91, I; 219, I. Warum, versteht man nicht. Das ganze deutsche Mittelalter trägt das Gepräge kirchlichen Denkens und ist erfüllt von dem Gegensatze zwischen pfaffen und leien, so daß vielfach das Volk in diese Kategorien eingeteilt wird. Haug[46]) und Gleim[47]), die sonst so viel modernisieren, haben beide diese Eigentümlichkeit beibehalten, wählen allerdings für die Übersetzung von pfaffe das nicht passende Wort „Priester“. Von unseren Neueren noch hat Franz Hirsch in dem Gedichte „Eleonore von Poitou,“ einer Paraphrase der berühmten, ohne Namen des Verfassers überlieferten Verse Waere daz lant allez min etc., versucht durch Anwendung dieses charakteristischen Zuges den Eindruck mittelalterlichen Gepräges zu erhöhen:

„Stand ich vor Westminsters Thür,
Als du Stolze schrittst herfür,
Lust für Pfaffen und Laien.“

Freilich ist „Pfaffe“ nhd. bei der bösen Bedeutungsnuance gewagt. Jedenfalls aber raubt Tieck mit der farblosen, an den betreffenden Stellen völlig nichtssagenden Übersetzung „Freie“ den Gedichten jegliche Beziehung auf die Zeit und ihre Verhältnisse. Nach gleichem Rezepte scheint der Verfasser auch im „Frauendienst“ verfahren zu sein — „Nibelungen“ und „Rother“ bieten bei ihrem geringen Umfange keine Belege hierfür — z. B.

St. 311. Dô muosten dâ hin ze den juden varn
Si alle, di dâ gevangen wârn,

um zu versetzen und borgen nämlich. Tieck: Am anderen Tage mußten die Gefangenen manches köstliche Pfand einsetzen. Warum nicht wörtlicher? Tieck kannte doch wohl die eigenartige Rolle, die die Juden im Erwerbsleben zumal des Mittelalters spielten. Welch hübsches Kulturbild hätte er da mit ein paar schmucklosen Worten vor unseren Augen entrollen können! Und warum gibt er St. 1773 ff. nicht genauer wieder, wo die mittelalterliche Sitte des Schminkens berührt wird? Auch da war es möglich, mit wenig Pinselstrichen eine interessante Skizze zu entwerfen, die uns zwanglos in ein Gebiet der Sittengeschichte eingeführt hätte. Die

[45]) Oder hat er vielleicht im zweiten Falle frz. poison und boisson verwechselt?
[46]) In dem „Mailied“, nach Walther von der Vogelweide.
[47]) „An seine Freunde“, nach Reinmar von Zweter.

Bitte Ulrichs an den Leser um ein Gebet für die Seelenruhe des verstorbenen Fürsten Friedrich (St. 1676) hat Tieck ausgelassen, ebenso in St. 1844. Dies ist wieder eine echt mittelalterliche Eigentümlichkeit und findet sich bei mhd. Dichtern häufig. Cf. Hartmann von Aue[48]):

dar umbe hât er sich genant,
— — swer nâch sînem lîbe
si hoere sagen oder lese,
daz er im bittende wese
der sêle heiles hin ze gote.

Der historische Geist ist, wie man sieht, nicht zu seinem vollen Rechte gekommen. Eine direkte Sünde gegen den historischen Geist ist eigentlich schon die Sprache Tiecks, wenigstens die der „Minnelieder." Denn sie kann von unseren Vorfahren so niemals gesprochen worden sein, weil sie eine Mischung aus den verschiedensten Perioden der deutschen Sprachgeschichte darstellt[49]). Die karikierende Kopie eines großen Gemäldes soll also dem Leser eine Vorstellung von dem wunderbaren Geistesleben der deutschen Vorzeit geben. Das Charakteristische wird, wie bereits erwähnt, viel zu sehr in Äußerlichkeiten gesucht; der Rock und die Gebärde der Menschen waren dem Editor wichtiger als ihr Geist. Tieck hätte — mutatis mutandis — beherzigen dürfen, was Görres[50]) geschrieben hat: „Wecken wir sie — d. h. die Gestalten der Vorzeit — denn aus dem langen Schlummer auf — — — Und wenn sie denn nun wachen, und wenn sie unserer sich angenommen haben: dann um's Himmels Willen! laßt uns das alte Affenspiel nicht wieder auch mit ihnen treiben, und wie Knaben hinter ihnen ziehen, und grimassierend, voll Affektation und hohlem, taubem Enthusiasm, ihre Haltung und ihr Geberdenspiel und alles ihnen nachstümpern, daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist." Die altertümlichen Sprachformen sind bis zum Überdruß getreulich nachgeahmt, sodaß man versucht wäre, das Wort von dem „Wie er sich räuspert und wie er spuckt" darauf anzuwenden. Die Hauptsache ist leider darüber zu kurz gekommen; von der „frischen Morgenluft altdeutschen Wandels"[51]) ist oft kaum noch ein Hauch zu spüren. Ein Vergleich der Tieckschen Übersetzungen mit den neueren Leistungen von Hertz (Parzival, Tristan) und Storck (Buch der Lieder aus der Minnezeit) zeigt uns einen Unterschied etwa wie zwischen den historischen Romanen Riehls und Ebers[52]). Hier ein Kokettieren mit moderigen Sprachbrocken, ein wahrer Maskenaufzug von modernen Menschen, die in alten Gewändern stecken, dort Gestalten, die fest in dem Geiste ihrer Zeit wurzeln, aus deren Munde uns darum unsere heutige Sprache anmutet wie ein Klang aus längst entschwundenen Jahrhunderten. So haben Hertz und Storck die lieblichen Blumen der mittelalterlichen Dichtung sorgsam in neues Erdreich umgepflanzt und ein reizvolles Gärtlein

[48]) Anfang des „Armen Heinrich", Vers 16—25.
[49]) Ähnlich wie in Hauptmanns „Florian Geyer".
[50]) Die teutschen Volksbücher, Heidelberg, 1807, S. 304—305.
[51]) Arnim in der Nachschrift zum „Wunderhorn".
[52]) Ich denke hier an „die Gred", den Typus des „Butzenscheibenromans".

geschaffen, das den Beschauer mit ganzer Macht gefangen nimmt und ihn über den veränderten Boden hinwegtäuscht, Tieck dagegen hat sie in pedantischem Übereifer ausgerissen, um ein Herbarium davon anzulegen, damit nur ja Blütenform und Blätterstellung bewahrt blieben. Freilich haben sie so die alte Gestalt behalten; aber durch die gewaltsame Behandlung ist das Leben von ihnen gewichen, sie sind verwelkt und verdorrt, ohne Duft und Frische! In einzelnen Fällen ist er ja vernünftiger zu Werke gegangen. Ich nenne besonders die „Nibelungen", die eine wirklich natürliche, ungezwungene Sprache zeigen.

Für ein abschließendes Gesamturteil ist noch einmal zu betonen, daß wir uns hüten müssen, den Maßstab der heutigen Zeit an Tiecks Werk anzulegen. Wir haben von vornherein Kenntnisse, die er sich erst erwerben mußte, ehe er an seine Arbeit herantrat, und zwar nicht durch systematische Schulung, sondern durch mühsames Selbststudium. Dazu müssen wir bedenken, daß er auf seinem Gebiete keine Vorgänger hatte, die ihm irgendwie zum Muster hätten dienen können, sondern fast unbeackertes Erdreich vorfand. Seine Fehler sind größtenteils in den Zeitverhältnissen begründet. Solche Erwägungen durften uns natürlich nicht abhalten, diese Fehler bei Gelegenheit hervorzuheben. Denn die Würdigung Tiecks soll kein Idealbild sein in strahlendem Glorienschein, auch keine Karikatur, sondern ein der Wahrheit entsprechendes literarisches Porträt, auf dem Licht und Schatten nach Gebühr verteilt sind. Eine Karikatur ist das bereits verschiedentlich erwähnte zeitgenössische Urteil aus der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek, dem Organ Nicolais, zu nennen. Der Rezensent läßt nicht nur an der Arbeit als solcher kein gutes Haar, er bezweifelt überhaupt die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens: „Zur Wahrnehmung, daß unsere alten, vorzugsweise sogenannten Minnesinger abermals aus der Vergangenheit ziehen zu wollen, eine vergebliche Arbeit sei, brauchte es gar keiner langen Bekanntschaft mit den Überbleibseln ihrer Reimereien. — Der ganze Einfall, Minnesänger wieder aufzusuchen und ihre Gedichte als Kunstwerke von unzerstörbarer Gediegenheit anzupreisen, war ein echt unpoetischer Einfall." Das Urteil über die Arbeit selbst mündet in die sehr unsachliche Bemerkung: „Es fehlt ihm (Tieck) an allen Eigenschaften, welche ein Herausgeber einer wiederholten Ausgabe alter Denkmäler der deutschen Sprache haben müßte, wenn sie wirklich nützlich sein sollte." Überhaupt ist der Ton der Erörterung persönlich zugespitzt; die Minnesänger werden mit den Ausdrücken „Dichterling, Reimschmied" belegt, Tieck figuriert an einer Stelle als „der gute Mensch"! Eine solche Kritik überschreitet völlig die Grenzen des literarischen Anstandes und hat keinen Anspruch darauf, als vollwertiges Dokument für die Würdigung Tiecks seitens der Zeitgenossen zu gelten. Unbegreiflich in seiner Einseitigkeit ist auch das Urteil Schillers[53]). Es ist berichtet von Joh. Falk in dessen Zeitschrift „Elysium und Tartarus", Weimar 1806: „Schillers Urteil über Tiecks Minnelieder. Schiller hatte mitunter sehr sarkastische Einfälle. So wurde einst, bei

[53]) Weimarisches Jahrbuch, Bd. II, 1855. Unter „Findlinge. Von Hoffmann von Fallersleben."

Gelegenheit der neuen Ausgabe der Minnelieder von Tieck, über das sämtliche Mobiliar derselben ein witziges Inventarium aufgenommen. Als Resultat ergab sich: daß weder Tisch noch Stuhl, noch Bett noch sonst irgend ein löbliches Geräte, was man nicht gerne im Leben entbehren mag, in ihnen anzutreffen sei. An einen ordentlichen und echt poetischen Haushalt war demnach unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Wenn die Sperlinge auf dem Dach, sagte Schiller je auf den Einfall kommen sollten zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein. Welch eine Armut von Ideen, die diesen Minneliedern zugrunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald, und ein Liebchen, ganz Recht! Das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling der kommt, und der Winter der geht, und nichts was dableibt — als die Langeweile." Schon 1806 fand man diese Äußerung doch zu stark, und K. W.[54]) entgegnete darauf in derselben Zeitschrift S. 96: „Schillers Urteil über Tiecks Minnelieder ist doch wahrhaftig armselig. Himmel, welch ein trivialer Spaß mit dem Mobiliar der Minnelieder, mit dem Sperlinge! Beleuchten Sie dies alles nur eine Minute, mit künstlerischer Fackel, und sagen Sie, was man von solcher Kritik, von solchem Kunsturteil sagen soll? — Schiller, das will ich schwören, hat an diesem Urteil, so wie es da steht, heilig und gewiß keinen Anteil" Aber Falk macht dazu die Bemerkung: „Doch! es ist wörtlich aus seinem Munde." Wir haben keinen Grund, Falks Wahrheitsliebe zu bezweifeln. Erklärlich wird dieses vielleicht einen richtigen Kern enthaltende, aber doch in seiner drastischen Rücksichtslosigkeit völlig verzerrte und deshalb ungerechte Urteil nur, wenn man die große Abneigung Schillers gegen die Romantiker berücksichtigt, die in diesem Falle den klaren Blick des Dichters getrübt hat. Sehr vorsichtig drückt sich Bernhard Docen aus[55]). Er schreibt: „Diese Nachbildungen, kleine Untreuen abgerechnet, kommen den Originalen unter allen ähnlichen Versuchen am nächsten." Mit den „ähnlichen Versuchen" sind offenbar Gleim und Haug gemeint; daß Tiecks Bearbeitungen sich an die Vorlage weit inniger anschmiegen, als deren Umdichtungen, ist ja unbestreitbar.

Die goldene Mittelstraße in jeder Beziehung hält der Rezensent der Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung (1806). Er ist für die Fehler Tiecks durchaus nicht blind; tadelnde Bemerkungen aus seiner Feder, alle sehr vernünftigen Inhaltes, sind ja verschiedentlich an entsprechender Stelle angezogen worden. Die Erörterung gipfelt in dem Satze: „Herr Tieck verdient daher allen Dank, daß er uns eine Blütenlese aus den Minnesängern geben wollte, in der vorzüglich die besten Stücke aus der schönen Periode des 12. Jahrhunderts und aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts aufgenommen werden, und zwar in ihrer eigentümlichen Form, die auch bei ihnen den Geist auf eine so innige Weise bedingt."

[54]) Hoffmann von Fallersleben vermutet Wilhelm Körte, den Literarhistoriker, Neffen von Gleim und Schwiegersohn des Philologen F. A. Wolf.

[55]) Neuer literarischer Anzeiger 1807.

Daß J. Grimm die „Minnelieder“ sehr hoch schätzte, haben wir bereits gehört. Von ihm stammt auch das glänzende Urteil über die Vorrede („hinreißend“), die überhaupt angesehener war als die Bearbeitung selbst. Brentano schreibt darüber[56]: „Und bei dieser Gelegenheit sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank für die große Belehrung, die Sie mir, und allen Ihren gelehrigen Lesern in der Vorrede zu den Minneliedern gegeben haben.“ Creuzer und Savigny gaben sich sogar alle Mühe, dem Editor auf Grund der Vorrede eine Professur an der neu organisierten Universität Heidelberg zu sichern. Der erstere schreibt darüber an Brentano[57]: „Wie wäre es, wenn er seinen Wunsch dazu — d. h. seine Bewerbung um die betreffende Professur — etwa mit seiner Ausgabe der Minnelieder und der vortrefflichen bescheidenen lehrenden gelehrten Vorrede, an einen der Freunde, die er sich bei seinem letzten Aufenthalt hier unter den Gelehrten erworben hat, sendete[58], wie wären wir alle belohnt, wenn er mit uns sein könnte.“ Freilich war diese Einschätzung von Tiecks germanistischen Kenntnissen übertrieben; die Genannten — Grimm ausgenommen — waren viel zu wenig Fachmänner, um darüber urteilen zu können. Der ganze Plan scheiterte an der Kränklichkeit Tiecks.

Daß die „Minnelieder“ sich trotz dieser günstigen Urteile aus berufenem Munde keinen großen Leserkreis eroberten, kann bei den in der Einleitung gekennzeichneten Zeitverhältnissen nicht wundernehmen. Zwar schreibt J. Grimm an Wilhelm[59]: „Tiecks Minnelieder haben sich vergriffen“; aber bald darauf berichtete Wilhelm an den Bruder[60]: „Die Minnelieder sind leidlich gegangen, aber doch nicht daß an eine zweite Edition zu denken ist, wie wir glaubten oder gehört hatten. Tieck hätte ihm (dem Buchhändler Reimer aus Berlin) freilich darum geschrieben und wolle es“. Tieck befand sich also hinsichtlich der Verbreitung seines Werkes in derselben Täuschung wie J. Grimm; diese zweite Edition ist nie zustande gekommen.

Über die „Nibelungen“ liegt natürlich kein Urteil aus damaliger Zeit vor, über den „Rother“ zwei, darunter eins von Brentano[61]: „Mit dem König Rother bin ich gar nicht zufrieden. Er ist von jenen, die in Prosa müßten aufgelöst werden. Dergleichen schlechte, fatale Knüttelei schadet der guten Sache.“ Der Tadel richtet sich also hauptsächlich gegen die Metrik des Werkes, worin man Brentano entschieden beipflichten muß. Dagegen ist die Rezension des Morgenblattes[62], wo von „Tiecks Be-, Ver- und Zerarbeitung des Heldenbuches, die auch nach Erlösung vom

---

[56]) Brief an Tieck vom 22. April 1804. Die bissigen Bemerkungen des Kritikers der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek, der wie alles, so auch die Vorrede mit Hohn begeifert, können wir füglich übergehen.

[57]) Brief mitgeteilt bei Holtei, Bd. I., S. 99, in dem oben erwähnten Brief Brentanos an Tieck vom 22. April 1804.

[58]) Wie Creuzer selbst seine „Einleitung in den Herodot“ seiner Bewerbung beigefügt hatte.

[59]) Aus Cassel, 3. 5. 1809.

[60]) Halle, 20.? Mai 1809.

[61]) Brief an Arnim vom 8. April 1808.

[62]) Nr 104, Jahrg. 1808.

Preßbengel seufzt", die Rede ist, nur persönlicher Gehässigkeit entsprungen. Der alte Voß, der die genannte Zeitung inspirierte, war reizbar und grämlich geworden; die beständigen literarischen Fehden hatten ihn derb und heftig gemacht, so daß er rücksichtslos gegen alles lospolterte, was seiner Meinung zuwiderlief.

Die Bearbeitung des Frauendienstes fand ihren Kritiker in Joh. Gust. Büsching[63]). Büschings Urteil ist sehr vernünftig; er bemängelt, daß das Werk ohne Vorrede und ohne Anmerkungen erschienen sei, und wünscht stellenweise geringere Gewissenhaftigkeit in der Akkommodation an die Form des Originals. Ebenso rückhaltlos spricht er aber auch „den Dank aller Freunde vaterländischer Literatur" aus, daß Tieck sich der Mühe dieser Publikation unterzogen habe.

Tiecks Bearbeitung war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sehr bekannt; sie allein vermittelte vor Lachmann dem gebildeten Publikum die Kenntnis des Frauendienstes. Lachmann in seiner Ausgabe (S. 680) spricht sich recht anerkennend darüber aus: „Noch bekannter — als durch Bodmers „Minnesinger", in die natürlich nur die Lieder Ulrichs aus der Handschrift C aufgenommen waren, und durch Docen, der im ersten Bande seiner „Miscellaneen" eine Ergänzung dieser Liedersammlung nach der Frauendiensthandschrift bot — sogar solchen Lesern, die von den bedeutenderen Werken des 12. Jahrhunderts wenig wußten, wurde der ganze Frauendienst durch die nicht ohne Vorteil prosaische und abkürzende Bearbeitung von Tieck vom Jahre 1812." Er hielt die letztere sogar für so verbreitet, daß er in seiner Ausgabe jedesmal die Seitenziffer von Tieckes Ausgabe am Rande vermerkte.

Jedenfalls hat Tieck mit seinen germanistischen Arbeiten das erreicht, was er gewollt hat. Bahnbrechend hat er natürlich als Dilettant nicht gewirkt. Seine Übersetzungen und Bearbeitungen waren für „ächte Liebhaber" bestimmt; er hoffte, daß gelehrte Bestrebungen alsbald daran anknüpfen würden. Er hat dem von Eschenburg und Müller, von Gräter und Koch ausgestreuten Samen das Erdreich gelockert, und die Brüder Grimm, Lachmann, Haupt haben ihn zu herrlichem Wachstum emporgebracht. Durch Tieckes Bearbeitungen sind die Minnelieder und der Frauendienst in die Hände vieler gekommen, die zu dem Original nicht gegriffen haben würden, und sein „Rother" frischte die Erinnerung an das fast vergessene Heldengedicht noch einmal wirksam auf. Das größte Verdienst hat sich Tieck, ohne es zu ahnen, dadurch erworben, daß seine Minneliederausgabe den jungen J. Grimm, der sie in Savignys Bibliothek zu Marburg zuerst kennen lernte, gespannt machte, den Urtext in die Hand zu nehmen[64]). Er selbst hat seiner Übersetzertätigkeit nicht geringe Bedeutung beigemessen; in vertraulichem Umgang liebte er es, von seinen altdeutschen Studien zu sprechen, und er war sich bewußt, zu den ersten zu gehören, die das Gedächtnis der vaterländischen Dichtung in der Nation wiedererweckt haben[65]).

[63]) Jenaer Allgemeine Literaturzeitung, 1813.
[64]) Kleinere Schriften, Bd. I, S. 6.
[65]) Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825 bis 1842. Von Hermann Freiherrn von Friesen. Bd. II, S. 208.

Von der Hagen nennt sogar Tieck den „Wiedererwecker der alten poetischen Herrlichkeit des Vaterlandes“ [66])

Seit der Übersiedlung des Dichters nach Dresden 1819 hören seine germanistischen Studien völlig auf. Seine Zeit wurde nun durch anderweitige wissenschaftliche und dichterische Tätigkeit in Anspruch genommen. Das Urteil bei Gödeke [67]), es sei nicht zu bedauern, daß Tieck sich nicht weiter auf diesem Felde versucht habe, möchte ich nicht unterschreiben. Inhaltlich weisen seine Werke, wie wir gesehen haben, einen beständigen Fortschritt auf. Die formelle Seite aber war ungleich schwieriger; denn hier galt es, eine völlig neue Kunstform zu schaffen. Daß Tieck nicht sofort den richtigen Ton traf, ist nicht erstaunlich. Auch in den ältesten Balladen Uhlands [68]) merkt man unangenehm deutlich an der etwas affektierten Nachahmung des altertümlichen Stiles den Einfluß altdeutscher Studien. Später hat Uhland diesen Fehler abgelegt. Auch Tieck würde wohl die Manier überwunden haben, wenn ihm eine gleichmäßige Entwicklung seiner germanistischen Bestrebungen und seiner Übersetzertätigkeit beschieden gewesen wäre. Und wenn, um bei Köpkes Bild zu bleiben [69]), Tieck, der den ersten einladenden Pfad durch den grünen, rauschenden Wald der älteren Poesie gebahnt hat, dabei manchmal in dem unübersehbaren Dickicht die Richtung verlor, wer will es ihm verargen? Man darf überhaupt die Verdienste eines großen Geistes nicht allein nach der Menge der positiven Arbeit, die er geleistet, bewerten, sondern auch nach der Erhabenheit der Ziele, die er sich gesteckt, und nach den Spuren, die er den Nachfolgern als Wegweiser hinterlassen hat. Die Anregung, die Tieck auf dem Felde deutscher Wissenschaft gegeben hat, war in der Tat sehr fruchtbar. Sein warmes Interesse an der vaterländischen Vorzeit war ein Sporn für jüngere Kräfte, die später tonangebend in der Germanistik geworden sind. Einen schöneren Lohn für seine Mühe konnte er sich nicht wünschen. Jedenfalls haben ihm die vernünftig Denkenden unter den Zeitgenossen Dank gewußt, und auch wir sind ihm für die Förderung, die er der altdeutschen Literatur in so reichem Maße hat zuteil werden lassen, noch heute Dank schuldig, wenn auch seine Übersetzungen nur noch historische Bedeutung besitzen.

---

[66]) Germania 1853, in einem Aufsatze über Jean Paul und Goethe. Gerade von der Hagen hat genug getan, um Tiecks Ruhm zu verdunkeln; er trägt die Schuld, wenn Tieck im Urteil der Zeitgenossen als Germanist nicht ganz den Rang einnahm, der ihm zukam. Er, der die Neigungen des Publikums so genau kannte und ihnen mit seiner Geschäftsspekulation so geschickt entgegenzukommen wußte, mußte ja schließlich schon durch seine zahlreichen Editionen weiteren weniger eingeweihten Kreisen als der eigentliche Vertreter der altdeutschen Studien erscheinen.

[67]) Bd. 6, 2 Aufl. S. 29.

[68]) Der Königssohn und die Schäferin, Fräuleinswache, die drey Lieder, des Knaben Tod, der Traum; sie sind in der Einsiedlerzeitung abgedruckt.

[69]) Bd. 1, S. 298.

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Joseph Brüggemann, katholischer Konfession, am 18. Juli 1879 zu Boppard a. Rh. Nachdem ich die Gymnasialstudien am Kgl. Gymnasium an der Apostelkirche zu Cöln beendigt hatte, studierte ich seit Ostern 1897 in Bonn, Freiburg i. B. und Münster i. W. Philologie und bestand an letztgenannter Universität Februar 1903 meine Staatsprüfung. Als Kandidat war ich in Cöln, Düren und Jülich beschäftigt und wurde Ostern 1906 am Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Cöln als Oberlehrer angestellt. Herbst 1907 wurde ich in gleicher Eigenschaft an das Kgl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium mit Realgymnasium zu Trier versetzt.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, dem Herrn Professor Dr. v. Fischer zu Tübingen für die freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit aufrichtigen Dank abzustatten.